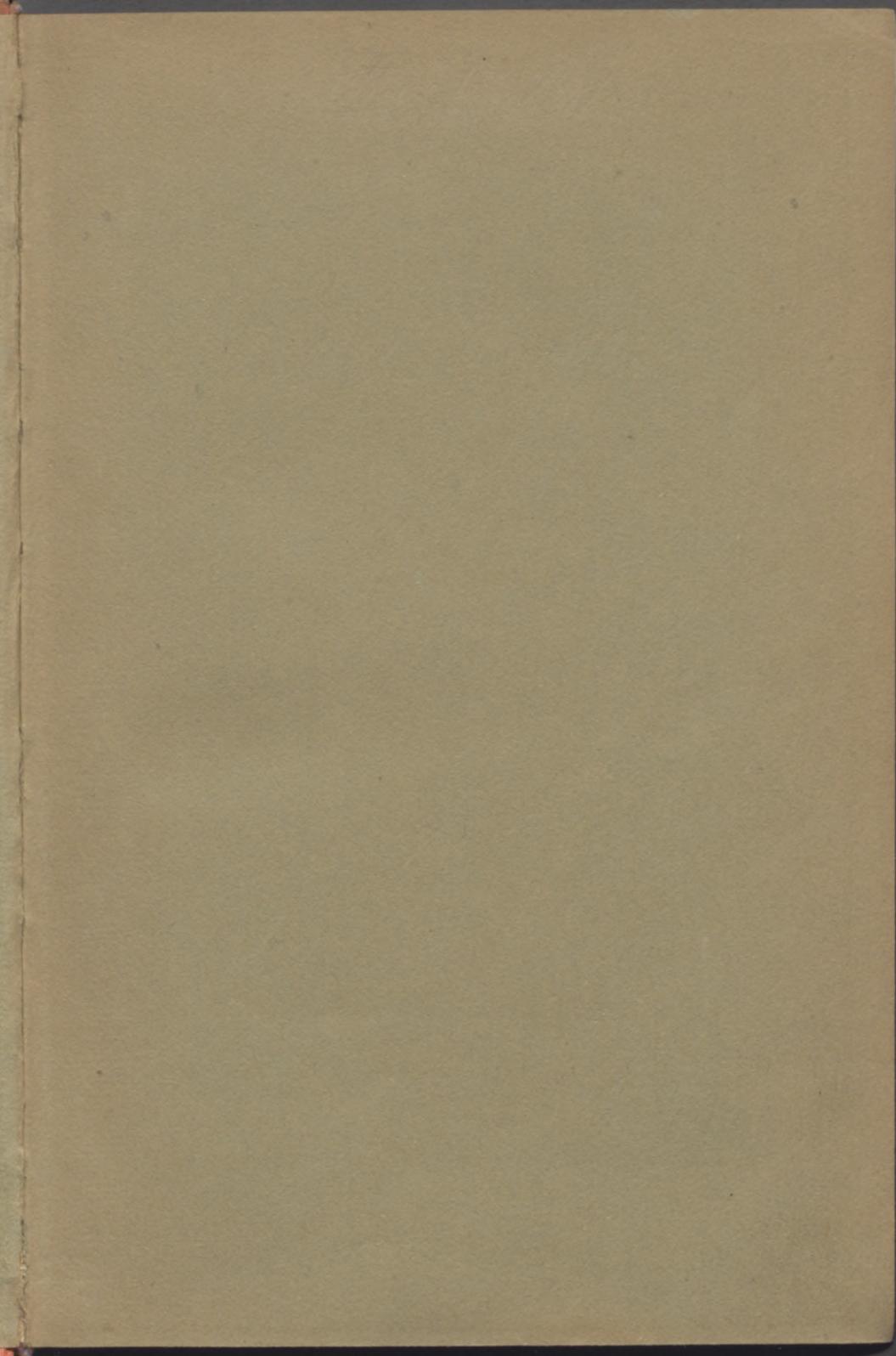
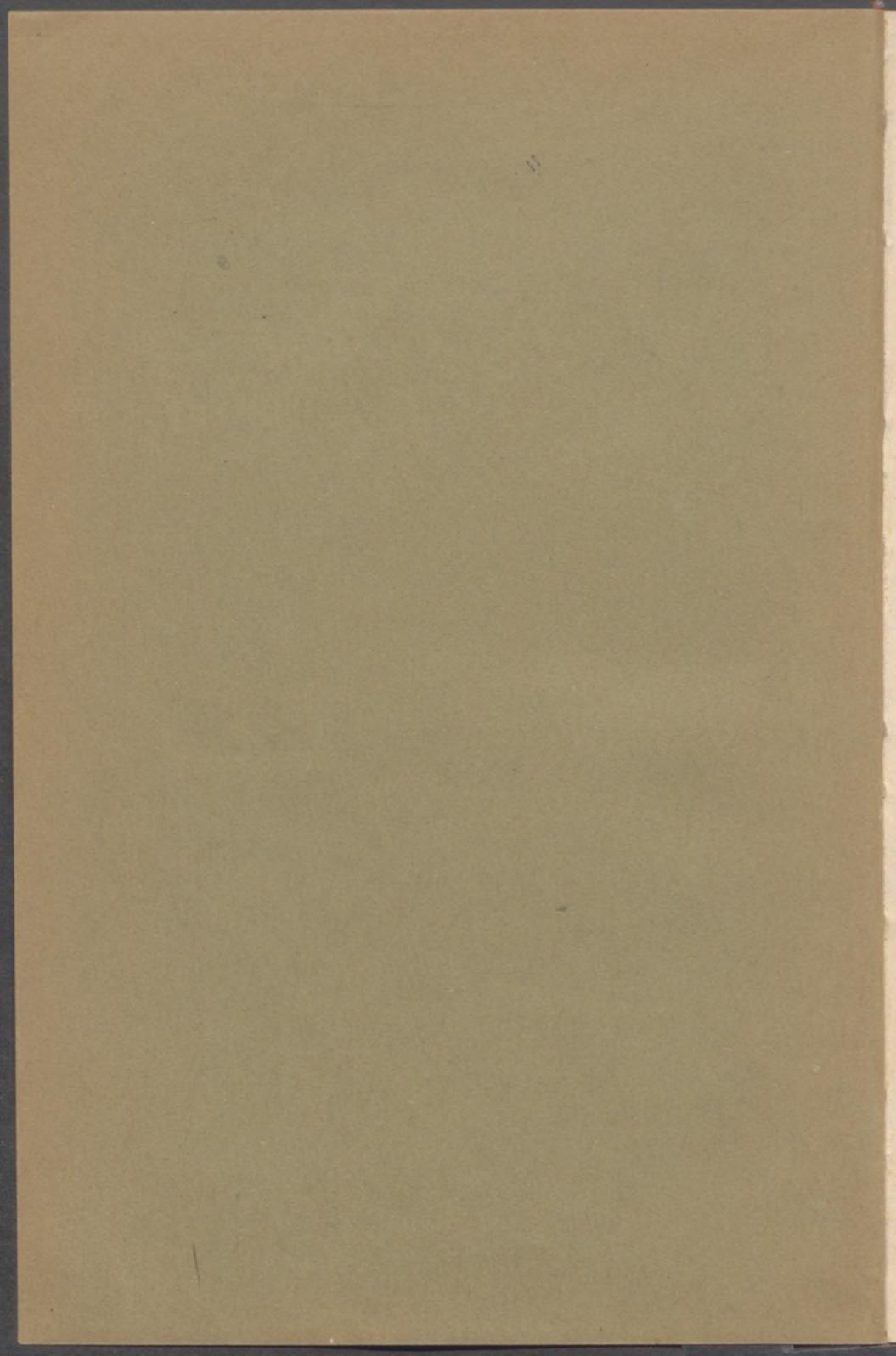


P. Perrin, Koeslin
Buchhandlung.

3. 20







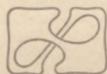
~~II. B. 161~~
II. B. 160.



Kameruner Skizzen

von

Eberhard von Schfopp



Berlin

Winkelmann & Söhne

1905



Sr. Excellenz

dem Wirklichen Geheimen Rat, Kaiserlichen Botschafter a. D.,
Geschäftsführenden Vize-Präsidenten
der Deutschen Kolonial-Gesellschaft

v. Holleben

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom Verfasser.

25 Gallon

and Hattie Adams, 1. Hattie Adams, 1.
Adams, 1. Adams, 1.
Adams, 1. Adams, 1.

1. Hattie

Adams, 1.

Adams, 1.

Vorwort.

Ein Vorwort muß geschrieben werden, soll das Buch vollkommen erscheinen; gelesen wird es allerdings selten oder nie. Wie gern würde ich von mir sagen: „die vielfachen Anregungen und Aufforderungen von den verschiedensten Seiten haben mich veranlaßt, in nachstehenden Zeilen meiner afrikanischen Erlebnisse zu gedenken und sie einem größeren Publikum zugänglich zu machen“.

Will ich ehrlich sein, so muß ich leider gestehen, daß ich mich solcher liebenswürdigen Aufforderungen nicht zu erinnern vermag, trotzdem beinahe drei Jahre seit meiner zweiten Rückkehr aus Kamerun verflossen sind. Wer vermutet auch, daß ein Kaufmann in den Tropen etwas erlebt haben könnte, und wenn, daß er befähigt sei, seine Erlebnisse und Eindrücke in einem Buche niederzulegen.

Edison hat einmal sehr treffend geäußert, daß es viel leichter sei, eine Erfindung zu machen, wie diese Erfindung zu verwerten; und ich kann mit gutem Gewissen behaupten, daß es leichter ist, ein Buch zu schreiben, als für das Buch einen Verleger zu finden. Wer dagegen das Glück hat, gewollt oder ungewollt, Aufmerksamkeit zu erregen, dessen Bücher werden verlegt und viel gelesen, oft ohne daß auf Inhalt und Stil besonders Gewicht gelegt würde. Leider gehöre ich nicht zu dieser bevorzugten Menschenklasse. Trotz-

dem geht aber meine angeborne Bescheidenheit, oder, wenn man will, mein Egoismus nicht so weit, mich in düsteres Schweigen zu hüllen.

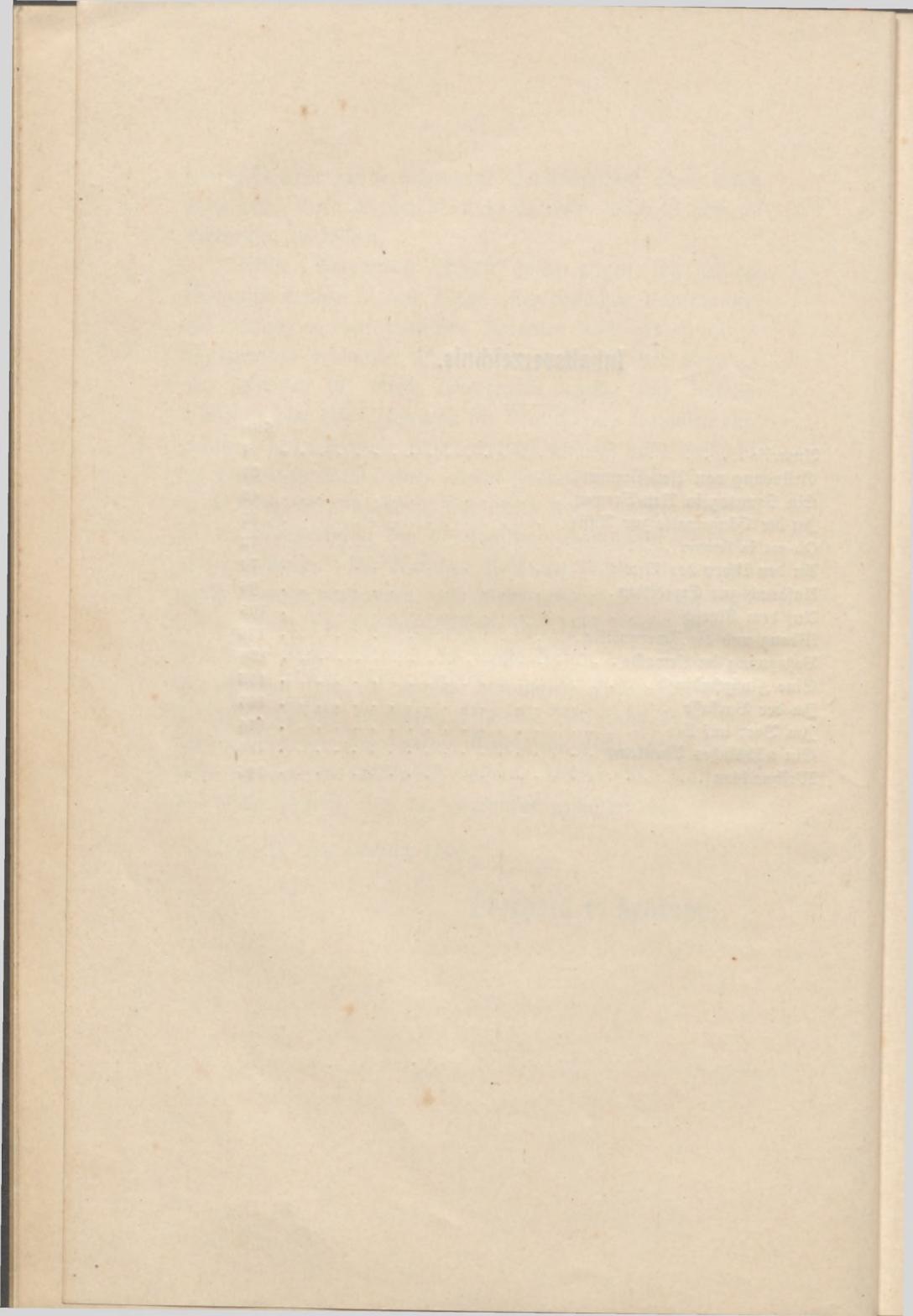
Meine „Kameruner Skizzen“ sollen zeigen, wie sich die Ereignisse drüben in dem Auge eines einfachen Kaufmanns, der vielfach in den deutschen Kolonien noch als *quantité négligeable* betrachtet wird, widerspiegeln. Und wenn es mir gelungen ist, durch Wiedergabe ernster und heiterer Episoden dem Leser Interesse für Deutschlands Kolonien einzulösen, dann ist mein Zweck erreicht, und ich habe vielleicht der kolonialen Sache einen neuen Freund zugeführt. Denn es ist dringend notwendig, daß weite Kreise unseres Volkes an der Entwicklung der überseeischen Besitzungen warmen Anteil nehmen. Die deutschen Kolonien sind nicht nur für einige Wenige vorhanden; wir dürfen weder „Kolonialsport“ treiben, noch aus Parteirückichten ihre prinzipiellen Gegner sein. Die Sache verlangt die ernste Arbeit von Männern, die gewohnt sind, in großen nationalen Fragen kleinliche Bedenken beiseite zu setzen. Und die Zeit muß und wird kommen, in der eine spätere Generation nicht zu begreifen vermag, daß die Mehrheit unseres Volkes der deutschen Kolonialbewegung einst lau gegenüber gestanden hat.

Berlin, im August 1905.

Eberhard v. Schkopp.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Ausreise	1
Gründung von Neu-Bremen	37
Ein Sonntag in Neu-Bremen	48
In der Hängematte zur Küste	60
Où est la femme	72
An den Ufern des Njong	79
Aufbruch zur Expedition	96
Auf dem Marsch	105
Mbong und die Zwergvölker	118
Begegnung im Urwalde	134
Eine Flußpferdjagd	153
In der Barkasse	165
Im Boot auf See	174
Ein nächtliches Abenteuer	184
Weihnachten	196



Ausreise.

Endlich war der Augenblick des Abschieds gekommen. Mit geschäftiger Eile zogen die Matrosen die schmale Laufplanke auf den kleinen Hafendampfer zurück, der die Reisenden von den Passagierhallen an den größeren Steamer gebracht hatte. Durchdringend erscholl die Dampfpeife zum letzten Gruß für die Zurückbleibenden und in hellerem freischendenden Ton rief uns der zurückfahrende Hafendampfer glückliche Fahrt zu. Rufe ertönten laut über Deck; der elektrische Signalapparat auf der Kommandobrücke und im Maschinenraum arbeitete fieberhaft, und langsam setzte sich der „Adolph Woermann“ in Bewegung.

Es war kein leichtes Stück Arbeit, das Schiff aus dem Hafen in das freie Wasser der Elbe zu bringen.

Mit olympischer Ruhe stand der Lotse auf der Brücke, scharfen Auges auf das den Laien beängstigende Treiben des wechselreichen Hafensbildes blickend; kurz erklangen seine Kommandos für den Mann am Ruder, und den den Signalapparat bedienenden Schiffsoffizier.

An die Keeling gelehnt blickten wir Passagiere zurück auf das weiter und weiter entweichende Häusermeer Hamburgs mit seinen hochragenden Türmen und Kuppeln. Für

Wochen sollte nun das Schiff unser Aufenthalt sein, bis wir den Fuß am Ziele unsrer Fahrt auf Kameruner Boden setzten.

Ein eifig kalter Wind zwang uns bald das Deck zu verlassen und die Kajüten aufzusuchen, wo wir mit Hilfe der Stewards unsre Habseligkeiten so gut oder so schlecht es ging unterbrachten. Nur die während der nächsten Tage unbedingt notwendigen Sachen an Kleidung und Wäsche fanden in dem engen Raum Platz; das übrige wurde im Laderaum verstaut, und in der Folge der Fahrt erhielten wir alle acht Tage Gelegenheit, unseren Bedarf zu ergänzen.

Gegen 12 Uhr mittags waren wir an Bord gekommen, und schon um 1 Uhr rief das Tamtam zur ersten Mahlzeit.

Nach und nach stellten sich die Reisenden in dem zur Feier des ersten Zusammenspeisens reich mit Blumen geschmückten Eßsalon ein.

Der Obersteward, eine gar gewichtige Persönlichkeit an Bord jedes Dzeandampfers, hatte nach Namen- und Rangangabe der Schiffsliste in richtiger Würdigung jedes Reisenden die Tischordnung schon gemacht, und man konnte daher bald den mit seiner Namenskarte belegten Platz finden.

Es waren 46 Passagiere der ersten Kajüte, die an den vier großen Tafeln des Speiseraumes untergebracht waren.

Am oberen Ende, der sogenannten Ehrentafel, präsierte Kapitän Brinkert; Desterreich, der erste Offizier, führte an der zweiten Tafel den Vorsitz; Mayer, der erste Maschinist, saß mit der ganzen Schwere seiner gewichtigen Persönlichkeit am dritten, und der schwächliche Schiffsarzt Doktor Bruden am oberen Ende des vierten Tisches. Ein Teil der Passagiere war dem Kapitän und den Schiffsoffizieren

von früher her schon bekannt. Unser Kreis bestand größtenteils aus Kaufleuten oder Pflanzern, die im Dienst der großen Hamburger und Bremer Firmen standen und zum ersten, zweiten oder dritten Mal, je nachdem, nach Afrika hinausgingen. Zwei Schutztruppenoffiziere, ein paar Gouvernementsbeamte und zwei Missionare mit ihren Frauen vervollständigten die Reisegesellschaft, die mithin aus Menschen der verschiedensten Berufsclassen sich zusammensetzte.

Nachdem als Begrüßung und Vorstellung ein jeder sich nach rechts und links, nach vorn und hinten, seinen Namen murmelnd verbeugt hatte, ward Platz genommen. Die erste Mahlzeit verlief im ganzen ziemlich einsilbig; man kannte sich noch zu wenig, nur dem Kapitän und den alten Afrikanern mangelte es nicht an vielen gemeinsamen Beziehungen.

Einige der Reisenden saßen ganz teilnahmslos am Tisch; mechanisch stocherten sie auf den Tellern herum und schienen trotz der guten Gerichte jeglichen Appetites bar zu sein. Manch einer hatte wohl seine Nüchternung und den Trennungsschmerz noch nicht ganz überwunden; vielleicht war es auch ein regelrechter Kater, der als eine Folgeerscheinung des gestern gar nicht endenwollenden Abschiedstrunkes viele so apathisch machte.

Chi lo sa!

Mit halber Kraft ging der „Adolph Woermann“ flußabwärts. Nach Kapitän Brinkert sollten wir nachts gegen 12 Uhr Cuxhaven passieren.

Allein es kam anders.

Gegen 4 Uhr nachmittags stand die Maschine und der Dampfer ging vor Anker, mitten im Fluß. Alles war na-

türlich begierig, den Grund zu erfahren, und wir hörten, daß Sturm in der Nordsee uns hier festhielt und am Weiterfahren hinderte. Achtzehn Stunden lagen wir so auf einem Fleck; erst nach 7 Uhr am folgenden Morgen ging es endlich weiter.

Der neue Tag war stürmisch und bitter kalt. Große mächtige Eischollen trieben den Strom hinab, und das Thermometer stand 7° unter Null. Was aber dem Kapitän größere Kopfschmerzen machte, das war der sehr niedrige Barometerstand.

Um 10 Uhr näherten wir uns Cuxhaven. Der „Adolph Woermann“ verlangsamte seine Fahrt wieder, und vom Land kam ein kleiner Dampfer eilig heran, legte sich längsseit und nahm den Elblotzen an Bord.

Wir Passagiere lehnten neugierig an der Reeling, als der Lotsen in schwerem Ölzeug und Südwester die Verschanzungsbesatzung überstieg und sich auf der Strickleiter in das kleine unruhig auf- und niederschwanke Fahrzeug begab, in der Linken den Postbeutel mit den letzten Grüßen an unsere Verwandten in der Heimat.

Die Dampfpfeifen brüllten laut, Tücher und Hüte wurden von Bord zu Bord geschwenkt und „Glückliche Fahrt!“ hallte es durch das Sprachrohr zu uns herüber.

Unter dem Hurra, das dem scheidenden Lotsen gebracht wurde, setzte sich dann unser Dampfer in beschleunigte Fahrt. Die letzte Verbindung, die wir mit dem festen Land noch gehabt hatten, war jetzt gelöst, und es ging hinaus in die See, der Zukunft entgegen, die uns wie eine Sphinx ihr rätselvolles Antlitz zuwendete.

Doch der frohe Wagemut, der eine Charaktereigenschaft jedes wahren Deutschen ist, ließ keine wehmütige Stimmung in uns aufkommen. Mit Zuversicht sahen wir den uns erwartenden Dingen entgegen.

Mußten wir dem Schicksal nicht besonders dankbar sein, daß es uns über den Ozean in ein Land führte, fern im Süden, wo hohe Palmenwipfel im leisen Winde rauschen, wo farbenprächtige Schmetterlinge wie fliegende Riesenblüten von Baum zu Baum gaukeln, und Scharen buntbefiederter Vögel die Lüfte durchziehen, wo in heiligem Schweigen himmelan der Urwald ragt und in seinen geheimnisvollen Tiefen so viele Wunder birgt? Unsere Phantasie schuf sich die herrlichsten Bilder, und unsere Gedanken eilten dem Schiffe voraus in das Land, das ein Stück unseres deutschen Vaterlandes ist. Wir träumten uns hinein in die ganze sonnen- durchtränkte Herrlichkeit der Tropen, die uns in wenigen Wochen umfassen sollte. Das Land winkte und lockte verführerisch, und wir verstanden das ewige Sehnen der alten Germanen nach Italiens sonnigen Gefilden und vergaßen, daß in eben diesem Lande viele, unnennbar viele kraftstrotzende Söhne des rauhen Nordens ihr frühes Ende gefunden hatten. Wer denkt aber an einen baldigen Tod, wenn er mit vollen Segeln einer hoffnungsreichen Zukunft entgegenfährt? Alle die lieblichen Bilder, die wir im Geiste sahen, winkten so freundlich und zogen uns mit unwiderstehlicher Gewalt in die neue Heimat.

Allzulange Zeit hatten wir nicht, unseren Träumereien nachzuspinnen. Je weiter dem Auge das zurückweichende Land entschwand, und je näher wir der offenen See kamen, um so ungemüthlicher wurde das Stampfen des Schiffes auf den

vom Sturm gepeitschten Wogen. Der erste Offizier versicherte zwar lächelnd, es sei nur eine leichte Brise, die nichts zu bedeuten habe; bei uns Neulingen fanden diese beruhigenden Worte aber nur ungläubige Gemüther, und wir beteten im stillen, daß uns nach diesem Vorgeschnack ein wirklicher Sturm erspart bleiben möge.

In unseren Hoffnungen sollten wir aber bald gründlich enttäuscht werden. Je weiter wir kamen, um so heftiger wurde das Stampfen und Schlingern des Schiffes. Mit sehr gemischten Gefühlen saß ich mit einigen andern in dem auf dem Hinterdeck liegenden Rauchsalon; ein paar ganz Mutige hatten sich in selbstmörderischer Absicht Zigarren angesteckt. Der gerade aus den unteren Räumen emporsteigende erste Maschinist zwinkerte uns vergnügt zu: „Na, meine Herren, wie gehts?“ Den Bewegungen des Schiffes nachgebend, schwankte sein wohlgenährter Körper wie ein Pendel hin und her, als er nun zu uns kam und sich schwer auf einem Sitz niederließ.

„Ganz ausgezeichnet,“ log ich, denn mir war höllisch elend zumute. Auch die andern versicherten, daß sie sich vortrefflich befänden, trotzdem die kläglichen Mienen und manch verdächtiges Schlucken und Würgen ihre Behauptungen Lügen strafen.

„Na, na,“ machte der erste Maschinist und blinzelte uns der Reihe nach an.

„Aber wer wird auch bei dem bischen Wind gleich so abfallen, wie der fromme Mann da draußen!“ Der Schadenfrohe wies nach dem Fenster, durch das wir den einen Missionar erblickten, wie er in vollster Verzweiflung den

Meeresgöttern opferte, und dabei liebevoll von dem Arm der Gattin umschlungen und gestützt wurde.

Diesen Moment der abgelenkten Aufmerksamkeit wollte einer aus unserem Kreise zu heimlicher Flucht benützen. „Manu! Wo wollen Sie denn hin?“ fragte der unerbittliche Maschinist.

„Ich will zum Doktor,“ kam's schon von draußen zurück. „Zum Doktor? Da bleiben Sie man ruhig hier. Der hat jetzt keine Zeit für Sie, der füttert die Haißische!“

„Was? Haißische?“ fragte ich.

„Jawohl, der Doktor ist seedoll! Doch genießen Sie sich nicht, meine Herrschaften, falls Sie das Bedürfnis nach frischer Luft verspüren und dem Paar draußen Gesellschaft leisten wollen. Ein Mittel gegen die Seekrankheit kann Ihnen der Doktor auch nicht verschreiben. Sonst nähm' er es selbst zuerst!“

Schuldbewußt schlichen wir — einer nach dem andern — hinaus auf Deck, während hinter uns das amüsierte Lachen des zurückbleibenden Maschinisten erklang.

Ein eisiger Nordwest fegte stürmisch über das Deck. Unser Schiff wurde in den aufgeregten Wellen hin und her geworfen, und jeder versuchte krampfhaft, irgendwo einen festen Halt zu finden.

Das ganze Deck ein Bild des Jammers! denn die Seekrankheit setzte vielen ganz fürchterlich zu. Wo blieb da alle gesellschaftliche Haltung? Wäre mir nicht selbst so schauerhaft zumute gewesen, so hätte der mehr als komische Anblick der köstlichen Gruppen mich unfehlbar zur Heiterkeit gereizt. So aber — — — einer innern Regung folgend

lehnte auch ich mich über die Keeling und — — — lieber Leser, ahnst Du etwas?

Weder zum LUNCH um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr noch um 6 Uhr zum Dinner sah der Speisesalon viele Gäste versammelt. Die meisten blieben an Deck oder hatten sich in ihre Kabinen zurückgezogen.

Ich hatte das letztere Teil erwählt und kam vier Tage lang nicht aus meiner Koje heraus. Lag ich lang ausgestreckt, so war mein Zustand erträglich; sobald ich aber versuchte, mich aufzurichten oder gar aufzustehen, überfiel mich sofort das gräßlichste der Leiden, das den Menschen nicht leben und nicht sterben läßt.

Währenddessen nahm der Wind an Heftigkeit stetig zu, daß selbst der altbefahrene Obersteward, der persönlich nach uns Kranken sehen kam, meinte, wir hätten jetzt einen regelrechten Sturm. Ich merkte es deutlichst an mir selbst; denn bei den Schlingerbewegungen des Schiffes kullerte ich in meinem schmalen Bett unaufhörlich von rechts nach links, von links nach rechts. Das Wasser stieg plötzlich hoch über die zum Glück gut schließenden Kabinenfenster, als führe ich tief unter der Wasserlinie, um dann ebenso schnell wieder zu verschwinden, wenn der Dampfer sich auf die andere Seite legte. Durch das Stampfen des Schiffes kam die Schraube alle Augenblicke aus dem Wasser heraus und drehte sich dann, keinen Widerstand findend, mit wirbelnder Schnelligkeit, alles auf dem Schiff in den Fugen erzittern machend. Die Stewards, die vorzügliche Pfleger waren, hielten mich über alles, was draußen vorging, auf dem Laufenden.

Beim Einlaufen in den Kanal mußte der „Adolph Woermann“ weit von der gefährlichen englischen Küste ab-

halten, und da wir Dover in der Nacht passierten, so war es dem Kapitän bei dem Sturm und Regen nicht möglich, sich durch Abbrennen von Lichtern der Signalstation am Lande zu erkennen zu geben. Durch diesen Umstand unterblieb die telegraphische Meldung nach Hamburg, und den Angehörigen in der Heimat verursachte das Fehlen unseres Dampfers in den Schiffslisten nicht geringe Sorge. Auch später von Brest aus konnten wir nicht gemeldet werden.

Vier Tage lang mit dem ekeligen Krankheitsgefühl in der dumpfen Kabinenecke zu liegen und doch eigentlich gesund zu sein, das ist nicht jedermanns Sache; und da mir von glaubwürdiger Seite gesagt wurde, daß man sich zwingen müsse, seiner Gefühle Herr zu werden, und der Aufenthalt in freier Luft entschieden vorteilhafter sei, so biß ich die Zähne zusammen und erhob mich. Ein Kunststück und eine schwere Arbeit war freilich das Ankleiden bei dem unaufhörlichen heftigen Schaukeln in dem engen Raume. Rechts und links, vorn und hinten stieß ich mich. Das Wasser in der Waschkübel war entgegenkommender als nötig, und als ich den unter dem Bett fest verstaubten Kabinenkoffer unter großen Anstrengungen endlich hervorgezogen hatte, da fuhr der Befreite wie ein bissiger Hund gegen meine Beine, als wollte er sich für das lange Eingesperrtsein grausam rächen. Eine volle Stunde dauerte unter den verwegendsten Körperverrenkungen dieses Ankleiden, und mit Beulen und Schrammen und dem Gefühl eines hochhüblen Katzenjammers schwankte ich endlich an Deck. Kein freudiges Hallo erscholl als Begrüßung für den Wiedererstandenen! Überall, unter möglichster Sicherung gegen das Fallen und Gleiten, lagen die Reisenden in Klappstühlen oder auf den

an den Decksplanken festgeschraubten Bänken umher, jammervolle Leidensgestalten in völliger Apathie.

Die See hatte sich immer noch nicht beruhigt, und der „alte Kasten“, wie ein Schwerleidender unsern Dampfer ingrinnig nannte, tanzte in nimmermüden Sätzen von Woge zu Woge, bald nach Steuerbord tief sich neigend, bald nach Backbord überholend, daß das Wasser bis hoch an Deck spritzte.

Mit Mühe fand ich auf einer Bank noch ein Plätzchen, neben dem eng umschlungen sitzenden jungen Missionarschepaar. Für die Hochzeitsreise — am Tage vor dem Abgang des Dampfers hatten sie geheiratet, — hätten die Leutchen nichts Ungeeigneteres unternehmen können, als in dieser Jahreszeit die Seereise anzutreten. Es ging beiden sehr, sehr schlecht! Die junge Frau hatte die Augen geschlossen und wimmerte leise vor sich hin, während er stumm, aber mit trostlosem Gesicht das Ungemach ertrug.

„Ach, Männer, mir wird so entsetzlich schwindlig,“ jammerte sie plötzlich. „Halt mich doch fest! o — o — küsse mich — schn — e — II!“ Der lieblose Gatte hatte aber kein Verlangen danach; jedenfalls beeilte er sich nicht, der in höchster Angst hervorgestoßenen Bitte nachzukommen. Im Gegenteil, ziemlich unsanft machte er sich aus den zärtlich umschlingenden Armen frei, denn — — — das Unglück schreitet schnell.

Aus dem Fenster des Rauchsalons winkte mir lachend der erste Maschinist. Durchfroren trat ich ein und mußte von dem Unverbesserlichen zunächst eine Flut von Neckereien über mich ergehen lassen. Dann forderte er mich zu einem ordentlichen Männerskat mit einem gleich mir als Kaufmann nach Kamerun gehenden Herrn als drittem auf. Ich bin im allgemeinen kein sonderlicher Freund vom Karten-

spielen, vielleicht aber vergaß man jetzt darüber dieses scheußliche Katergefühl. Auf Anraten der beiden, sich äußerst munter befindenden Herren bestellte ich mir einen Grog, echte Schiffsnummer. „So wie ich ihn trinke,“ ergänzte der erste Maschinist meine dem Steward gegebene Bestellung. „Denn sehen Sie, Verehrtester,“ — zu mir gewendet, „so ein Kater — alle Achtung übrigens vor Ihrer Leistung! — so ein Kater muß ganz einfach ersäuft werden, oder um mich, wie unser Pflasterkasten, gelehrt auszudrücken: *similia similibus curantur.*“

Das dampfende Getränk wurde bald gebracht, mit ihm die Karten, und das Spiel begann. Bei den heftigen Bewegungen des Schiffes erforderte das Trinken ganz besondere Geschicklichkeit; erst nachdem ich mich mehrmals gehörig verbrannt hatte und einen guten Teil des edlen Stoffes über meine Kleidung geschüttet, konnte das Spiel beginnen.

„Ich finde den Grog reichlich kräftig.“

„Steif!“ wurde ich verbessert. „Jawohl, so soll er auch sein. Sonst nützt er gar nichts. Zu einem guten Seemannsgrog gehören bekanntlich drei Dinge,“ fuhr der Maschinist kartengebend fort. „Erstens viel Rum, zweitens kein Wasser, und drittens noch einmal Rum.“

Viel überflüssigen Raum gab es in dem engen Rauchsalon eben nicht. Hufeisenförmig zogen sich mit rotem Plüsch bezogene Sofas an drei Seiten der Wände entlang; in beiden Ecken stand je ein vierkantiger Tisch festgeschraubt. Beim Überholen und Stampfen des braven „Adolph Woermann“ war das Stillsitzen keine Kleinigkeit, und wir waren auch alle Augenblicke in Bewegung. Der dicke Maschinist, der das Sofa an der Schmalseite „besaß“, rutschte bei be-

sonders starkem Schlingern auf dem schrägen Sitz jedesmal mit unglaublicher Firzigkeit in die nächste Sofaecke zum andern Tisch.

„Hiergeblieben!“ befahl Mohr, der dritte in unserem Bunde, ihm dann.

„Komm schon!“ und wenn der „Kasten“ sich nun auf die andere Seite legte, kam der Wohlbeleibte mit derselben Schnelligkeit wieder herangerutscht.

„Herr! frühstücken Sie doch nicht so in Mohrs Karten!“ rief er mich von dem entfernten Endpunkt seiner Rutschpartie an, als ich durch die Schaukelei mit dem Oberkörper weit über den Tisch gelehnt lag, während Mohr, sich mühsam auf einem wackelnden Feldstuhl behauptete und mir seine Karten zur Ansicht hinhielt.

So zwischen Neckerei und Spiel verging die Zeit und das undefinierbare, gräßliche Gefühl in Kopf und Magen — Seekrankheit geheißten, — ward fast darüber vergessen. Vor dem Dinner abends faßte ich sogar den heroischen Entschluß, im Speisesaal zu erscheinen.

Da waren noch große Lücken an den Tischen, denn viele von denen, die nicht in ihren Kabinen zwischen Leben und Sterben schwankten, hatten den Aufenthalt auf Deck in freier Luft dem im Speisesalon vorgezogen.

Langsam, so mit der Zeit, gewöhnte ich mich an das Kollern und Stampfen des Schiffes, das, seitdem wir uns in dem Meerbusen von Biskaya befanden, von den Seeleuten „spanische See“ genannt, eher noch zu- als abnahm.

Wir machten nur wenig Fahrt und hatten schon großen Zeitverlust erfahren, so daß es nach den Worten des Kapi-

täns unmöglich war, wie vorgesehen am 19. Februar Madeira anzulaufen.

Trotz aller Seekrankheit, die im allgemeinen den wildesten Menschen zähmt, ihn duldsam und zufrieden macht, ging es doch nicht immer ganz friedlich auf unserm Schiff zu, ein sicheres Zeichen naher Besserung.

Die jüngeren Herren besonders glaubten alle Augenblicke Ausstellungen machen zu müssen. Bald war die Bedienung schlecht, oder das Essen mangelhaft, bald gab es Badekalamitäten, da von den zwei vorhandenen Badekabinen die eine für die Damen reserviert blieb, und es darüber zu Auseinandersetzungen kam, die meist eines tragikomischen Beigeschmackes nicht entbehrten.

Mit bewunderungswürdiger Bereitwilligkeit beantworteten die Schiffsoffiziere die tausenderlei Fragen der Neulinge; nur der erste Maschinist wurde sehr bald ungeschoren gelassen, denn seine sarkastischen Antworten waren gefürchtet.

Als eines schönen oder vielmehr recht stürmischen Tages bei Tisch — wir befanden uns in der Höhe von Gibraltar, — ein Passagier die volle Rotweinflasche über sich und seine liebe Nachbarschaft ausgoß, da beschloß man zum Heil aller Seereisenden und zur Nacheiferung für kommende Geschlechter einen Codey aufzustellen, dessen Regeln bei harten Strafen befolgt werden sollten.

Alle, welche schon eine Ozeanfahrt erlebt haben, werden die gegebenen Vorschriften gewiß vortrefflich heißen; und denjenigen, die eine Seefahrt beabsichtigen, seien sie im eignen und aller Mitreisenden Interesse angelegentlich zur Befolgung empfohlen.

Kleine Lebensregeln an Bord großer Schiffe.

§ 1. Stehst du des Morgens früh auf, so habe ja nicht die Kabinentür ein; du bringst sonst deinen noch süß schlummernden Nachbar um eine sehr erwünschte Morgenmusik.

§ 2. Auf dem Wege zum Baderaum sei möglichst leicht bekleidet; man weicht dir dann um so bereitwilliger aus.

§ 3. Im Baderaum verweile ganz nach Gefallen. Macht es dir Freude, dann kannst du dir daselbst das Haar ordnen, die Zähne putzen, die Nägel reinigen usw. Andere warten gern stundenlang vor der Thür, bis du geruht haben wirst, deine Toilette zu beenden.

§ 4. Auf Thee und Kaffee, überhaupt auf die ganze Verpflegung schimpfe grundsätzlich immer, man erkennt daraus, daß du nur Besseres gewöhnt bist.

§ 5. Auf Deck benutze stets fremde Stühle, Bücher, Ferngläser usw.; das gilt als ein allgemein höchst beliebter Kommunismus. Besonders wird dir der Kapitän stets mit der größten Zuvorkommenheit das Schiffsfernrohr zur Verfügung stellen. Er wartet nur darauf, daß er es darf.

§ 6. Den Klingelzeichen miß keinen besonderen Wert bei. Oder tut man das etwa in einem Hotel?

§ 7. Was Toilette und Verhalten bei Tisch anbelangt, so benimm dich ganz so, als ob du zu Hause wärst.

§ 8. Die Tischkarte lies stets selbst als Erster rasch durch, und lasse sie dann verschwinden; du ersparst damit den andern die Mühe des Wartens und Ringens nach diesem schönen Sammelobjekt.

§ 9. Flaschen, insbesondere solche mit Rotwein, stelle so auf, daß sie beim Umfallen nicht den eigenen, sondern den

Teller des Nachbars treffen. Das Ausfließen des Inhalts auf die Kleidung desselben ist stets ein kleiner Scherz mit großem Heiterkeitserfolg.

§ 10. Lege ein reges Interesse für alle deine Mitreisenden an den Tag. Erkundige dich eindringlichst nach solchen Dingen, die man dir nicht sofort mittheilte. Die meisten wollen gern darnach gefragt werden. Unterwiewe beispielsweise deinen Nächsten nach den Lieblingsgerichten seiner Urgroßeltern, frage ihn, ob er sich schon einmal einer gefährlichen Operation habe unterziehen müssen, ob er schon einmal unglücklich geliebt habe; wen? und wo? Du glaubst garnicht, wie angenehm du dich dadurch machst.

§ 11. Vor allen Dingen aber übertrage dasselbe Interesse auf die Schiffsoffiziere. Die werden dir garnicht genug Dank wissen, wenn du dich recht eingehend mit ihnen beschäftigst. Vergiß bei dichtem Nebel beispielsweise den Kapitän nicht zu fragen, wieviel Meter weit man jetzt wohl sehen könne. Den ersten Offizier frage bei Regenwetter, ob das in dieser Gegend häufig so zu sein pflege. Vom ersten Maschinisten laß dich oft und eingehend über den Kohlen- und Wasserverbrauch instruieren; erkundige dich, wieviel Umdrehungen die Schraube in der Minute, der Stunde und am Tage macht; überhaupt wende dich in allen technischen Fragen an den Genannten; ausführliche Beantwortung solcher Dinge gehört zu den Obliegenheiten jedes ersten Maschinisten.

Vorzüglich lasse dir sobald als möglich Tag und Stunde der Ankunft im Bestimmungshafen sagen. Wiederhole auch diese Frage täglich; es macht den Herren das größte Ver-

gnügen, es mindestens fünfmal jeden Tag gewissenhaft für dich auszurechnen.

Nur den Schiffsarzt laß in Ruhe! Der könnte dir sonst ein Rezept verschreiben.

§ 12. Des Abends bleibe lange auf. Verabschiede dich am Schluß recht laut, singe oder pfeife auf dem Wege zu deiner Kabine irgendeinen schönen Gassenhauer, und gib dann durch kräftiges Türzuschlagen, sowie Hin- und Herschieben von Koffern und Schiefächern deinen Nachbarn kund und zu wissen, daß du beabsichtigst, dich nun allmählich zur Ruhe zu begeben!

Eines Abends verkündete uns Kapitän Brinkert beim Dinner, daß das Barometer gestiegen und schönes Wetter zu erwarten sei, eine Nachricht, die allgemein Freude hervorrief. Es war aber in der Tat auch Zeit, denn seit unserer Abfahrt von Hamburg hatte es ununterbrochen geweht. Und wie heftig der Seegang mitunter gewesen war, beweist die Tatsache, daß kurz vor der Einfahrt in den Kanal ein Bolzen der Ruderfette an Steuerbordsseite zerbrach. Das Dampfsteuer auf der Kommandobrücke funktionierte infolgedessen nicht mehr, und unser Schiff war mehrere Minuten lang im wahrsten Sinne des Wortes ein Spielball der aufgeregten See. Nur der Umsicht des Kapitäns, der sofort durch zwei Matrosen das auf dem Achterdeck befindliche Handsteuer in Betrieb setzen ließ, war es zu danken, daß der Dampfer bald wieder dem Drucke des Ruders gehorchte und in den richtigen Kurs gebracht werden konnte. Mehrere Stunden lang arbeitete das gesamte Maschinenpersonal unter Leitung des ersten Maschinisten dann mit der größten Anstrengung und unter steter Gefahr, über Bord gespült zu

werden, an der Ausbesserung des Schadens. Und als endlich der letzte Hammerschlag getan war, und der an der Außenseite arbeitende Mann sich über die Reeling an Bord schwang, da mögen der Kapitän und Mayer aufgeatmet haben, daß alles so glatt abgelaufen war.

Im günstigsten Falle, d. h. wenn das Barometer hielt, was es versprach, kamen wir, den Prophezeiungen des Kapitäns zufolge, mit drei Tagen Verspätung nach Madeira. In der That war auch am nächsten Morgen der Sturm vorüber. Hell und leuchtend stand die Sonne am tiefblauen Himmel, und in tausend und abertausend Reflexen spiegelten sich ihre Strahlen in der leicht bewegten See wieder. Ein Bild, so freundlich und unschuldig, als könnte das Meer nie anders aussehen.

Die Passagiere stiegen aus den dumpfigen Kabinen an Deck empor, wie die Regenwürmer nach einem warmen Frühlingschauer aus der Erde. Man erging sich in der köstlichen Morgenfrische und fühlte nach den üblen Leidens-
tagen ein kräftiges Wohlbehagen in den Gliedern.

Naturgemäß brachte der Umschlag des Wetters auch einen Umschwung in der Stimmung aller Reisenden mit sich. Und das war nicht wenig wert. Überall sah man frohe Gesichter und die Farbe auf den bisher bleichen Wangen kehrte nach und nach wieder. Gar mancher zeigte sich nach sehr langer Zeit zum ersten Male wieder den erstaunten Blicken; es war, als ob neue Gäste aufs Schiff gekommen seien; denn kaum gekannt, waren sie uns auch schon wieder fremd geworden, und nur dunkel erinnerte man sich, daß der oder jener in Hamburg bereits an Bord gewesen war.

Wie ausgezeichnet fand man heut die Gerichte beim Lunch; die Magen waren alle mehr oder weniger ausgehungert; jede Hausfrau hätte ihre helle Freude an dem Appetit haben müssen.

Als früh gegen 10 Uhr tief unten am Horizont die Berge Madeiras aus der endlosen Wasserebene emporstiegen, da freute sich wohl jeder auf den Augenblick, an dem man — womöglich noch am selben Tage — den Boden dieser vielgepriesenen Perle des Atlantik betreten sollte. Wer im Besitz eines Opernglases oder Fernrohres war, bewaffnete sich mit diesem nützlichen Gegenstand und beobachtete scharf die dem bloßen Auge kaum wahrnehmbare Insel. Viel abgeschmackte und ein paar originelle Wetten wurden angeboten und abgeschlossen; meist war der streitige Gegenstand natürlich die Frage: „Wann wird der „Adolph Woermann“ vor Funchal Anker werfen?“ Eine begreifliche Aufregung entstand und verbreitete sich ansteckend über alle Fahrgäste; man war gehobener und festlicher Stimmung, und die Schiffsoffiziere hatten ihre liebe Not, die unendlichen, neugierigen Fragen zu beantworten.

Sturm, Seefrankheit und alle Unbill waren nun vergessen; jeder lebte in froher Erwartung der Stunden an Land, die an und für sich schon eine willkommene Abwechslung versprachen. Und nun gar auf Madeira! Wir hatten von seiner Schönheit schon so viel Herrliches gelesen und gehört, daß unsere Hoffnungen aufs höchste gespannt waren.

Viel zu langsam für unsere Ungeduld wuchs die Insel höher und erkennbarer aus dem Meere empor. Unsere Besorgnis, daß wir heut doch nicht mehr an Land gehen könnten, schien nicht ungerechtfertigt, und der boshafte

Maschinist fand ein ganz besonderes Vergnügen daran, mit pessimistischen Bemerkungen unsere Freude zu dämpfen. Allen seinen Unkenrufen zum Trotz rasselte aber doch kurz vor sechs Uhr abends der Anker in die Tiefe.

Wir lagen vor Funchal, das unmittelbar am Meer amphitheatralisch am Bergabhänge aufgebaut ist.

Von einem eigentlichen Hafen kann man bei Madeira nicht sprechen; daher bietet der Ankerplatz den Schiffen bei den öfters auftretenden Südwest-Stürmen keine genügende Sicherheit.

Im Glanz der goldnen Abendsonne bietet die vor uns ausgebreitete Landschaft einen überwältigend schönen Anblick. Weiß und gelb gestrichene niedrige Häuser mit zumeist flachen Dächern liegen regellos hingestreut und erscheinen an dem Abhang des ziemlich steil zum Meere abfallenden Berges wie Schwalbennester angeklebt. In der Nähe des Strandes verdichten sie sich zu der eigentlichen Stadt Funchal, aus deren Mitte die berühmte, altehrwürdige Kathedrale aufragt. Auf halber Berghöhe liegt finster drohend das alte Fort, Stadt und Hafen beherrschend. Der modernen Befestigung entspricht es freilich nicht im mindesten; dem Auge des Malers oder Naturfreundes bietet es aber eine herrliche Augenweide, die ihn mit Entzücken erfüllt. Würzige Düfte wehen uns von den grünen Abhängen entgegen; dort, im Grünen versteckt, grüßen üppige Gärten mit allen den farbensatten, glühenden Blüten der südlichen Zone, und diese Idylls heben sich doppelt reizvoll von ihrer graufelzigen Umrahmung ab.

Kaum hatte unser Dampfer den Anker fallen lassen, als er von einer großen Schar kleiner Ruderboote umringt wurde,

deren Insassen, Männer und Knaben, heftig gestikulierend und unter lautem Schreien und Rufen sich herandrängten. Noch durfte aber keiner von ihnen an Bord kommen. Mit schnellem Ruderschlag war gleichzeitig ein größeres Boot, das die Woermannslagge führte, herangekommen. Es brachte den Agenten der Linie mit dem Hafentarzte. Die Fallreep an Steuerbordseite wurde herabgelassen, und an ihrem Fuß hatte sich der erste Offizier in full dress mit den Schiffspapieren in der Hand aufgestellt, um den Beamten, der die Quarantäne abzunehmen kam, zu empfangen. Auf das Woher und Wohin erscholl kurze und bündige Antwort, und als der Jünger Askulaps seinen Wissensdurst gestillt und festgestellt hatte, daß kein Cholera- oder Pestverdächtiger an Bord sei, gab er die Erlaubnis zum Wiederholen der gehißten gelben flagge. Dies war für die Insassen der kleinen Boote das erwartete Zeichen zum Überfall unseres Dampfers; mit südlicher Lebhaftigkeit und unter beständigem Schnattern und Kreischen erkletterten sie das Schiff, so wie in vergangenen Tagen eine Schar beutegieriger Piraten einen reichen Ostindienfahrer geentert haben mag. Überall auf Deck winnelte es im Nu von gelben, zerlumpten Gestalten; das ganze Schiff glich einem Jahrmarkte. Hier pries einer mit großer Zungenfertigkeit die berühmten Madeirastickereien an, dort handelten andere mit Südfrüchten und Blumen. Die verschiedensten Dinge sollten an den Mann gebracht werden: Ansichtspostkarten, Käfige mit Kanarienvögeln, die an Spatzen erinnerten, da die wilden graugrün und nicht so schön goldgelb gefärbt sind, wie die im Harz gezüchteten, goldene Ringe, Armbänder, Busennadeln und andere Schmucksachen, alles zu ganz horrenden Preisen. Einzelne Passagiere kauften, be-

zahlten, und — — — wurden von den smarten Händlern furchtbar übers Ohr gehauen.

Ich stand mit einem Deutsch-Amerikaner namens Winkelströter, der den Beweis seiner ehemaligen Zugehörigkeit zu einem Korps deutlich im Gesicht trug, auf dem Achterdeck, und während rings um uns herum ein buntes, manchmal recht wüstes Treiben herrschte, vergnügten wir uns damit, kleine Geldstücke ins klare Meer zu werfen, nach denen sofort eine Schar von Madeiras hoffnungsvoller Jugend im Adamskostüm tauchte. Die Jungens waren brillante Schwimmer und vorzügliche Taucher; ich habe nicht bemerkt, daß ihnen auch nur eine einzige Münze entgangen wäre.

Wir hatten natürlich nicht die Absicht, den ganzen Abend an Bord zu bleiben. Mehrere unserer Mitreisenden hatten sich schon „landsein“ gemacht und waren in den kleinen Ruderbooten übergesetzt. Winkelströter, Petersen, ein alter Afrikaner, und ich stiegen zusammen in eins der Boote, das uns schnell an die Pier brachte, wo wir den Boden Madeiras betraten. Nach so langem Aufenhalt auf dem schwankenden Dampfer war es ein ganz merkwürdiges Gefühl, wieder festes Land unter den Füßen zu haben. Die Erde schien mir wie ein Schiff bei bewegter See zu schaukeln. Wer in diesem Augenblick die bekannte Strichprobe von mir verlangt hätte, der würde bezüglich meiner körperlichen Verfassung zu einem gänzlich falschen Schluß gelangt sein.

Petersen, der wohl schon ein halbes Duzend Mal in Madeira gewesen war und die Verhältnisse ziemlich genau kannte, übernahm die Führung. Von der Pier ging es die breite, mit kahlen Bäumen eingefasste Hafenstraße zur Promenade empor, die sich in leichter Steigung angenehm wandeln

läßt. Der wunderbare Anblick, den Madeira mit der Stadt Funchal vom Schiff aus bietet, verschwindet, wenn man an Land kommt und alles aus nächster Nähe sieht. Die poetischen Ferneindrücke müssen dann mitunter der allertraurigsten Prosa weichen. Besonders lästig sind die vielen Bettler, die die Reisenden schon an der Pier empfangen und in aufdringlichster Weise bestürmen; von Straße zu Straße drängen sie sich dann neben, vor und hinter dem Fremden her.

Man sieht alle Altersstufen vertreten; greuliche Weiber mit wahren Megärenphysiognomien, verkrüppelte, mit eflen Krankheiten behaftete Männer und zerlumpfte Kinder, alle vor Schmutz starrend. Alle versuchen sie, unser Mitleid zu erregen und Geld zu erlangen. Winkelströter warf ihnen hin und wieder ein paar Kupfermünzen zu, und sogleich kämpfte Alt und Jung zum Knäuel geballt am Boden und suchte sich unter Schreien und Schimpfen gegenseitig das Geld fortzureißen.

Ich kann nicht sagen, daß die Stadt mich sehr entzückt hat, und daß ich etwas gefunden habe, was auch nur annähernd den begeistertsten Schilderungen entsprochen hätte, die in Deutschland einem gläubigen Publikum vielfach aufgetischt werden. Bei näherem Hinschauen verschwindet eben, wie leider so oft, der äußere blendende Schein, und eine unerfreuliche Wirklichkeit tritt statt dessen zu Tage.

Schlecht gepflasterte enge Straßen mit widerlichem Unrat, so daß die Luft keineswegs an Schiras' duftende Rosengärten erinnerte; haufällige niedrige Häuser mit engen Türen und winzigen zum Teil vergitterten Fenstern, durch die weder genug Licht noch Luft ins Innere dringen kann; dazu die schmutzigen, aufdringlichen Leute.

Was könnte eine intelligente und arbeitsame Bevölkerung aus diesem Fleck Erde nicht alles machen!

Doch weder die Behörden noch das Volk zeigen Verständnis für die geschilderten Übelstände, und noch weniger das Bestreben, mit ihnen aufzuräumen.

Ist es ein Wunder, daß bei einer solchen Indolenz das Weltreich Portugal zerfiel? Daß eine Kolonie nach der anderen vom Mutterlande abbröckelte? Die Zeit der kühnen portugiesischen Seefahrer, von deren Taten einst die Welt sprach, gehört der Geschichte an. Die Romanen müssen den Germanen weichen.

In verschwenderischer Fülle bot die Natur den ehemaligen Eroberern fremder Welttheile ihre reichen Gaben; märchenhafte Schätze flossen ins Mutterland, und das Volk entwöhnte sich von der Arbeit und lebte nur dem Genuß. So verfiel es in Trägheit und trat allmählich von der Weltbühne ab, anderen Kräftigeren Platz machend. Der Reichtum, wenn anders er zum Segen gereichen soll, darf einem Volke nicht mühelos in den Schoß fallen; er will unter steter Arbeit erworben sein, sonst entnervt er und wird den Menschen zum Fluch. Daher wollen wir Deutschen nicht neidisch auf unsere Nachbarn blicken, in deren Kolonien der Reichtum greifbarer zu Tage tritt wie in den unsrigen. Wir wollen uns freuen, daß wir Gelegenheit haben, in Mühe und Arbeit unsere Kräfte zu erproben und zu zeigen, was wir zu leisten vermögen; dann werden wir erkennen, daß wir bei der Vertheilung der Erde nicht zu kurz gekommen sind.

Eine Eigentümlichkeit der Stadt Funchal sind die Fuhrwerke. In von Ochsen gezogenen Schlitten werden Menschen und Waren befördert. Die kleinen Steine, mit denen die

Straßen gepflastert sind, haben durch die beständig reibenden und gleitenden eisenbeschlagenen Kufen eine Glätte erhalten, daß sie für den Fußgänger recht unangenehm zu passieren sind.

Wir drei wendeten unsere Schritte zunächst der Wohnung eines alten Bekannten von Petersen zu. Senhor Fernandes, dessen Vornamen gewiß ein Dußend an der Zahl waren, betrieb einen schwunghaften Handel mit geflochtenen Korbmöbeln, auch einer Spezialität Madeiras. Er war Agent für verschiedene Handelsfirmen der Westküste Afrikas, die durch seine Vermittlung nicht nur die erwähnten Möbel, sondern auch noch allerhand andere Sachen, wie Südfrüchte, Weine, Kartoffeln usw. bezogen. Bei Fernandes wollten wir unsere Einkäufe in Madeirafesseln erledigen, die später auf Deck aufgestellt werden sollten. In kürzester Frist waren die Geschäfte zu allseitiger Zufriedenheit abgewickelt und Fernandes, eine gewichtige Persönlichkeit auf Madeira, erbot sich, falls wir die Nacht an Land bleiben wollten, uns Abends im Kasino, wo die fashionable Welt verkehren sollte, einzuführen.

Nachdem wir im englischen Hotel John, dem besten der Insel, gut zu Abend gegessen hatten, erschien unser Mentor und führte uns in die Spielhölle Madeiras, in das „Kasino“.

Die Einrichtung dieser Salons war in keiner Weise überwältigend. Ihre verblichene Pracht erinnerte ebenso sehr an die Vergänglichkeit alles Irdischen, wie an die ganze portugiesische Mißwirtschaft. An zwei Tischen hatte sich die Spielgesellschaft gruppiert. Da sah man mehr oder minder auffallend gekleidete weibliche Wesen, stark geschminkt und gepudert, und Kavaliere in schwalbenschwanzförmigen Fracks mit zweifelhaft weißer Wäsche, die nervös in den vor ihnen

aufgehäuften Silbermünzen und schmutzigen portugiesischen Banknoten wühlten. Ein paar Engländerinnen, die sich hier „zur Kur“ aufhielten, und denen man ihr Leiden auf den ersten Blick ansah, fröhnten mit den upperten von Madeira um die Wette dem jeu. Das Ganze war ein mehr als kümmerlicher Abflatsch von Monte Carlo; nichts Aufregendes oder Faszinierendes lag in der Luft. Hier spielte kein Mensch um Summen oder gar um Vermögen. Ein paar Diener gingen in schäbiger Livree auf und ab und präsentierten den Spielern Tee und Konfekt, womit die Bank ihre Gäste bewirtete. Überall trat die nämliche schäbige Eleganz zutage, die selbst das harmloseste Gemüt nicht zu blenden imstande war.

Unser Eintritt zu Dreien erregte eine gewisse Aufmerksamkeit. Die kleinen, gelben, vertrockneten Portugiesen nahmen sich wohl gegen uns Deutsche, die wir alle über eine respektable Leibeslänge verfügten, gar wunderlich und ein bisschen erbärmlich aus.

Einige Minuten hatten wir dem Spiele zugesehen, da setzte Winkelströter fünf Zwanzigmarkstücke auf Rouge; Petersen und ich riskierten je eine Doppelkrone auf die gleiche Farbe. Es war das einzigste Gold, was überhaupt gesetzt war, sonst sah man nur Silber. Unser gutes deutsches Gold wurde anstandslos akzeptiert, und: „Rien ne va plus!“ Das Rad schnurrte; — — — wir hatten gewonnen. Ohne zu zählen steckten wir den in Silber ausgezahlten Gewinn ein und gingen zum großen Mißvergnügen des Bankhalters — durch die Mitte ab, — in unser Hotel zurück.

Bei einer Flasche schauerlich temperiertem „Heidsieck Monopol extra dry, reserved for Great Britain“ saßen wir dann in lebhafter Unterhaltung beisammen. Man sieht

daraus, daß der Deutsche für Geld und gute Worte auch den für Albions Söhne reservierten Wein bekommt!

Die Nacht war herrlich und milde; der Himmel erstrahlte im Funkeln von tausend Sternen, und wir hatten von der hochgelegenen Hotelveranda einen wundervollen Blick auf die lichte, schimmernde Stadt zu unsern Füßen, und den Hafen, von dem mehrere Dampfer mit ihren leuchtenden Laternen herübergrüßten. Ein Abend, der die häßlichen Wirklichkeitsbilder des Tages vollauf vergessen ließ und der Romantik und Poesie alle Tore öffnete.

Am folgenden Mittag gegen 1 Uhr sollte der Adolph Woermann seine Reise fortsetzen. Wir waren dringend ersucht worden, pünktlich wieder an Bord zu kommen, sonst wollte der Kapitän ohne Gnade und Barmherzigkeit in See gehen und uns zurücklassen.

Für den Morgen hatten wir von unserem Hotel aus noch einen Ritt in die Berge geplant. Fernandes hatte es übernommen, die nötigen Maultiere herbeizuschaffen.

Morgens 7 Uhr brachen wir auf. Petersen als ehemaliger Kavallerist machte sich garnicht übel. Mit Winkelströter stand es schlimmer. Obgleich er behauptete, jenseits des großen Teiches unter den Cowboys als ihresgleichen gelebt zu haben, und schon manche Episode aus diesem Abschnitt seines vielbewegten Lebens zum besten gegeben hatte, schien er mit der edlen Reitkunst doch nichts weniger als vertraut zu sein. Hartnäckig behauptete er zwar, jeder andere als ein früherer Cowboy wäre auf seinem widerspenstigen Tier längst hügellos geworden. Jedenfalls hüßte er sein Verlangen nach dem feurigsten Maultier schwer, und trennte sich in der Folgezeit mehrfach von dem allzuedlen Renner.

Mein Viehchen schien der liebe Gott im Jorn erschaffen zu haben; wenn ich rechts wollte, ging es nach links; wollte ich traben, so fiel es sofort in langsamsten Schritt, und war weder im Guten noch im Bösen dahin zu bringen, meine Ansicht zu der seinigen zu machen. Hielten wir, um die Gegend zu betrachten, so schoß es plötzlich im tollsten Tempo über Stock und Stein mit mir davon, daß ich mehr als einmal zärtlich seinen Hals umflammerte. Petersen bemerkte dann ziemlich anzüglich, daß ein so verwegenes Reiten wohl in den Steppen und bei Cowboys a. D. angebracht scheine, hier in dem gebirgigen Gelände ihm aber recht unpraktisch vorkomme. Es lief aber alles glücklich ab, und die herrlichen Landschaftsbilder entschädigten uns vollkommen für die kleinen Unannehmlichkeiten.

Ohne die Knochen gebrochen zu haben, kehrten wir nach 3 Stunden zurück. Es blieb uns noch genug Zeit, die Stadt genauer anzusehen, und nach alter Germanensitte sollte eine kleine Bierreise den Gang beschließen, obwohl Petersen uns belehrte, es gebe nur wenig und herzlich schlechtes Bier in Madeira. Nach einigen üblen Erfahrungen zogen wir es darum vor, uns an dem bekannten im Lande gewachsenen Wein zu laben.

Früh am Morgen war ein englischer Dampfer im Hafen angekommen, der Truppen auf den Kriegsschauplatz nach Südafrika führte. Er war vom Sturm stark mitgenommen; seine sämtlichen Beiboote waren bis auf zwei, die in den Davids hingen, durch die überkommenden Wogen zerschlagen. Funchal war heut sehr belebt; überall traf man auf die an Land gegangenen englischen Truppen und auf unsere Reisegenossen von Adolph Woermann. So viel Fremdenbesuch

ist ein Fest für die Bewohner Madeiras, denn die Leute leben größtenteils von den hier anlegenden Dampfern.

Mittlerweile war es Zeit geworden, auf unser Schiff zurückzukehren. Draußen im Hafen erscholl schon der laute Ruf der Dampfpfeife, der uns zur Eile mahnte, und hoch vom Mast wehte der „blaue Peter“ als Zeichen, daß das Schiff bald in See zu gehen beabsichtige.

In einem von den kleinen an der Pier liegenden Ruderboote setzten wir über, und hatten pränumerando den Fahrpreis von 2 Mark pro Person zu entrichten.

Das Übersetzen vom Schiff an Land wird kostenlos bewerkstelligt; für die Rückfahrt sind aber je 2 Mark zu bezahlen. Natürlich versuchte die Bootsmannschaft auf dem Wege zum Dampfer noch ein Extra=Douceur herauszuschlagen, und als wir nicht auf der Stelle den unverschämten Forderungen entsprachen, zeigten die Leute nicht übel Lust, auf halbem Wege umzukehren.

Auf Schritt und Tritt, wohin man sich wandte, überall fand man mehr oder weniger unverhüllte Bettelei. Selbst der hartnäckigste Neger kann in diesem Punkt von den Madeiranern noch viel lernen. Welcher Wertschätzung sich dieses Volk selbst bei den Schwarzen der Westküste Afrikas erfreut, das bezeichnet der verächtliche Ausspruch eines später in meine Dienste getretenen Vollblutnegers, der seine Ansicht über Portugals Söhne in folgendem Resümee zusammenfaßte: „No, massa, the Portugueses no be white men, no be black men, they be half and half.“

An Bord angelangt, empfing uns der Kapitän mit einer donnernden Philippika ob des späten Kommens; es dauerte dann nur noch kurze Zeit, bis der Anker gelichtet

wurde und der Dampfer seinen Kurs nach Süden nahm und langsam den Hafen verließ.

Mehr und mehr traten Stadt und Hafen zurück; die Einzelheiten verschwammen, und das malerische Gesamtbild der bergigen Insel, die aus den weiten, weiten Wassern emporragte, lag wieder vor dem Auge des Beschauers.

Wir saßen an Deck und tauschten unsere letzten Erlebnisse aus. Winkelströter gab eine sehr amüsante und anschauliche, aber nicht ganz den Tatsachen entsprechende Schilderung unseres Frührittes, wobei er lehrreiche Betrachtungen über die Kunst des Reitens im allgemeinen und über die der amerikanischen Cowboys im besonderen anstellte. Mit viel Humor und ungewöhnlichem Erzählertalent sprach er von seinen tollen Ritten im wilden Westen, von Büffel- und Bärenjagden, von dem ganzen romantischen Leben, das er einst drüben geführt haben wollte. Manchmal schien mirs so, als schöpfe der Erzähler stark aus Carl Mays Schriften. Die handgreiflichen Lügen dieser Bücher wurden jedoch geschickt vermieden, und das Ganze erhielt immerhin einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit, so daß wir interessiert zuhörten. Nur einer aus unserer Runde, ein Herr Franke, der als Pflanzler nach Fernando Po ging, zupfte unablässig nervös an seinem langen Barte und vermochte augenscheinlich kaum die Zeit zu erwarten, da die Winkelströterschen Abenteuer ein Ende erreicht haben würden und er — Franke — dann durch Vortragen „eigener Erlebnisse“ in allen Teilen der Welt die allgemeine Aufmerksamkeit auf seine Person lenken könnte.

Es gibt Leute, die es beim Erzählen mit der Wahrheit nicht allzugenu nehmen, und die mitunter ganz gehörig

ausschneiden. Solche Erzählungen können aber, besonders wenn sie in der ersten Person vorgetragen werden, — denn nicht jeder versteht es wie Cäsar, unter vollkommenster Abstrahierung des eigenen Ichs, Gehörtes, Gelesenes oder Erlebtes objektiv wiederzugeben! — interessant und humorvoll wirken, wenn der Vortragende von vornherein nicht unbedingten Glauben von seinen Hörern verlangt. Wer dagegen lügt, nur um zu lügen und zu prahlen, und von den andern erwartet, daß sie an seine Worte wie an das Evangelium glauben sollen; wer beim leisesten Zweifel der Hörer sich auf alle möglichen und unmöglichen Leute beruft, die unglücklicher- und merkwürdigerweise nie anwesend oder gar völlig unbekannt sind; wer, wenn alles andere nicht mehr zieht, zur Beweisführung das kleine oder das große Ehrenwort verpfändet, der gehört einer Spezies von Menschen an, wie unser prächtiger Herr Franke, der, das will ich zu seiner Ehrenrettung hoffen, als Allereinzigster von der Wahrhaftigkeit seiner unglaublichen Geschichten selbst fest überzeugt war.

Auf Deck, im Rauchsalon, an der Mittagstafel, wo immer sich der Unglücksmensch nur zeigte, log er, daß die Schiffsplanken sich bogen. Und als eines schönen Tages die Maschine strifte, behauptete Mayer grimmig, daß Franke sicher wieder mal irgendwo ein ganz unmögliches Garn spinne und die Schuld trage, wenn noch alle Nieten und Bolzen am Schiff sich lösten. Hier nur einige wenige Proben Frankescher Phantasie: Er war eine Gartenschönheit, d. h. mit dem Hute lieblicher anzuschauen, als ohne seine Kopfbedeckung, da sein Schädel rund, blank und gänzlich haarlos erglänzte. Diese Tatsache erklärte der Glazenbesitzer damit, daß einst vor Jahren bei einem Seesturm ein Elmsfeuer auf seinem

damals prächtig bewachsenen Kopfe emporgelodert sei und ihn seines Haarschmuckes beraubt habe.

Als ehemaliger Stationschef in Kamerun wollte Franke mit einem Gorilla gerungen und ihn durch seine überlegenen Körperkräfte leicht bezwungen haben. In Ermangelung von Stricken hatte er das Tier mit seinem Taschentuch gebunden. Als Zeugen nannte er Doktor Heck, den Direktor des Zoologischen Gartens in Berlin, dem er besagten Gorilla zum Geschenk gemacht habe. In Peru war er Besitzer eines Silberbergwerks, in Australien Goldgräber gewesen und hatte sich dort mit Känguruhs herumgeborjt. Die Dialekte von 57 Bantusprachen beherrschte er fließend; zum Beweise dessen rezitierte er das polnische Vaterunser falsch und mit miserabler Aussprache. Mit vierzehn Jahren hatte er das Abiturentenexamen gemacht, und wenn ihm Berthold Schwarz und Dante nicht zuvorgekommen wären, so hätte er ganz gewiß das Pulver erfunden und die *comedia divina* gedichtet. Und was war Bismarck gegen Franke; denn in der Politik war er groß!

Schade, daß der Herr nicht Schriftsteller geworden war, und die Literatur mit ungezählten fünfundzwanzig Pfennig-Büchlein bereichert hat! In der Schundschreiberei hätte er gewiß Hervorragendes geleistet. Sollte ein Verleger sich für Franke interessieren, so bin ich — natürlich nur gegen angemessenes Honorar! — gern bereit, ihm seine Adresse zu verraten.

Kaum ließ Winkelströter eine kleine Pause in seiner Erzählung eintreten, als Franke die Geschichte einer Nordpolfahrt zum besten gab; selbsterlebt natürlich. Im Lauf der Schilderungen wurde sein Schiff von Eisbergen zerdrückt,

die Mehrzahl seiner Gefährten kam auf gräßliche Weise ums Leben; Polarbären zerfetzten und fraßen die Leichen. Franke selbst rettete sich auf einer kleinen Eisscholle; doch diese barst. Er versank, und — — —. Jetzt hatte er sich festgelogen. Große Verlegenheitspause; nur der Maschinist meinte ganz trocken: „Gleich kommt er am Äquator wieder raus. Unkraut vergeht nicht!“

Da wir in Madeira infolge des englischen Truppentransportschiffes nur eine beschränkte Menge Kohlen an Bord hatten nehmen können, so mußte unser „Abolph“ Las Palmas auf Gran Canaria anlaufen, um hier seine Kohlenbunker zu füllen.

Wir hatten gute Fahrt. Die See war ruhig, und so konnte der Dampfer 24 Stunden nach der Abfahrt von Funchal im Hafen von Las Palmas Anker werfen.

In wohlthuender Weise unterscheiden sich die Stadt und die spanische Bevölkerung Las Palmas von Funchal und seinen Bewohnern. Die ganze Insel ist reich an entzückenden Landschaftsbildern, wenn ihr auch das Großzügige von Madeira fehlt. Nur eins vermißten wir Nordländer sehr. Nirgends in den Hotels und Cafés gibt es Eis zum Kühlen der Getränke. Die Temperatur an Land war ungefähr die gleiche, wie bei uns in heißen Sommermonaten, und wir hatten begreifliche Sehnsucht nach einem kühlen Trunk.

Die Kanarischen Inseln blieben zurück und versanken in den Ozean; nur der Pic von Teneriffa war noch längere Zeit sichtbar. Der Wendekreis des Krebses wurde überschritten und wir befanden uns nun in der heißen Zone. Zur Feier des großen Augenblicks ließen wir den Pfropfen

einer Extra cuvée Grempler & Co. knallen; und der deutsche Schaumwein mundete lieblich und labte alle Gaumen, die wirklich und die angeblich verwöhnten.

So ging es immer weiter nach Süden längs der afrikanischen Küste; Cap Blanco wurde gesichtet, und mit der Höhe von Cap Verde hatten wir den westlichsten Punkt erreicht.

Das Leben an Bord ging seinen gewohnten Gang. Früh nach einem erquickenden Morgenbade begann sogleich die Arbeit des Essens, auf die freie Zeit folgte, welche so angenehm als möglich mit Nichtstun verbracht wurde, bis das zweite Frühstück wieder erneute Arbeitsleistungen forderte. Die europäische Kleidung war längst mit leichten Tropenanzügen vertauscht worden; trotzdem machte sich die Hitze selbst unter dem doppelten Sonnensegel, welches das freie Achterdeck überspannte, im Lauf des Tages immer recht fühlbar. Eine angenehme Unterbrechung bedeutete es jedesmal in dem ewigen Einerlei, wenn die Stewards meldeten, daß Faßbier angesteckt worden war. Im Gegensatz zu dem Flaschenbier, besonders dem hellen auf allen Woermann dampfern geführten, der sogenannten Dividendenjauche, schmeckte es ganz vortrefflich. Bedauerlicherweise wurden wir aber mit dem edlen Stoff sehr knapp gehalten, und auch die größte Liebenswürdigkeit vermochte vom Kapitän oder dem Obersteward kein Extrafäßchen herauszulocken.

Mittags wurden vom Kapitän und dem ersten Offizier die astronomischen Beobachtungen gemacht, und der Stand des Dampfers auf der im Rauchsalon hängenden Karte eingetragen. Nach dem Lunch ruhte man von den Anstrengungen, um gegen $\frac{1}{2}$ 4 Uhr Kaffee oder Kakao zu sich zu nehmen. Die kleine Bibliothek des Dampfers verkürzte die

Zeit; doch war ihr Bestand zu unvollkommen und leicht, um auf die Dauer fesseln zu können. Im Damensalon mühte sich der oder jener gelegentlich, dem verstimmten Klavier elegische Weisen zu entlocken, oder zum hundertsten Male irgend ein allbekanntes Couplet zu singen, meist mit dem Erfolge, daß nicht nur die Ratten entsetzt davonliefen, sondern die ganze Gegend auch von Fahrgästen reingefegt erschien.

Nach dem Dinner wurde das Deck wieder aufgesucht und man blieb je nachdem bis 10 oder 11 Uhr zusammen. Ein paar Nachtschwärmer, die nicht genug bekommen konnten, gingen gewöhnlich erst „kurz nach halb“ in ihre Kabinen.

So entschwand die Zeit, und am achten Tage nach seiner Abfahrt von Las Palmas kam der „Adolph Woermann“ vor Monrovia an. „Bootsmann, scheet de Kanon af!“ tönte das Kommando des ersten Offiziers. Laut hallte der Böllerschuß. Der Anker fuhr rasselnd in die Tiefe, und wir lagen vor der Hauptstadt der Negerrepublik Liberia.

Zum ersten Mal sahen viele von uns den afrikanischen Kontinent aus der Nähe. Von Cap Mount bis Cap Palmas zieht sich der genannte Freistaat ehemaliger nordamerikanischer Negerflaven an der Westküste Afrikas hin.

Ein Staat mit republikanischer Verfassung; doch weit eher eine Parodie auf einen Staat.]

Nachdem wir etwa 70 Krunegeer an Bord genommen hatten, die als Arbeiter beim Löschen der Ladung und Übernahme von Landesprodukten an den verschiedenen Küstenplätzen Verwendung finden, ging es weiter.

Auf der Fahrt bis Kamerun berührten wir dann immer in Sehweite der Küste haltend, noch Cap Palmas, Grand Bassam, Cap Coast Castle, Accra, Quitta, Lomo, Klein=Popo, jetzt schamhaften Gemütern zuliebe Anecho benamset, Lagos und Sta. Isabella auf Fernando=Po. Überall hielt der „Adolph Woermann“, gab Postsachen an Land und setzte die für die Plätze bestimmten Passagiere und Waren ab.

Endlich, nach 32tägiger Seefahrt näherten wir uns der Kamerunküste. Wie ein dunkler Streifen hob sich das Land vom Wasser ab; nur an einer Stelle zeigte sich eine Lichtung. Das war die Mündung des Kamerunflusses, durch den wir dann stromaufwärts nach Duala, der Hauptstadt der Kolonie, dampften.

Die Anseglungstonne, ein Seezeichen, wurde passiert, und wir näherten uns der Einfahrt, die im Norden von Cap Kamerun und im Süden von Cap Suelaba gebildet wird. Nach Süden verläuft das Land eben; im Norden erhebt sich der kameruner Gebirgsstock, der dicht ans Meer herantritt, mit seinem höchsten Gipfel, dem 4000 Meter hohen Mango Maloba oder Götterberg.

Das Wort „Kamerun“ stammt aus dem Portugiesischen und bedeutet „Krebse“; diese angenehmen eßbaren Schalentiere treten nämlich in den Küstenflüssen des Landes periodisch massenweise auf.

Für längere Zeit sollte dieses Land der Ort meiner künftigen Wirksamkeit werden. Der Traum meiner Jugendjahre war nun erfüllt.

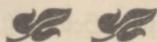
Weit dehnte sich der Strand vor meinen Blicken; undurch=

dringlicher Urwald trat bis dicht an das Meer heran, und die Salzflut netzte die Wurzeln vielhundertjähriger Waldesriesen.

Es wäre ein törichtes und vergebliches Beginnen gewesen, mit Wünschen und Hoffnungen den Schleier der Zukunft durchdringen zu wollen. Die Wipfel der Bäume flüsterten geheimnisvoll im leichten Winde und raunten sich ihre Weisen zu, unverständlich, doch gewiß ein freundliches „Willkommen“.

Die Vergangenheit lag hinter mir; tausende von Meilen weit war die Heimat; eine neue hatt' ich mir erwählt. Doch wer vermag sich für alle Zeiten von dem Lande seiner Väter zu trennen?

Und wieder grüßten und neigten sich der Bäume Wipfel und flüsterten und rauschten ihre urewigen Weisen.



Gründung von Neu-Bremen.

Kamerun! Sei mir begrüßt, du herrliches Land! Du ein Teil unseres weiteren Vaterlandes, in dem heißer die Sonne vom blauen Firmamente scheint, wo himmelan des Urwalds Riesen ragen, wo auf verschlungenen Pfaden der Forscher rastlos vorwärts strebt und in stetem Kampfe mit der jungfräulich spröden Natur deine Rätsel zu lösen versucht. Sei mir begrüßt!

Wie viele Edle ruhen in deiner Erde! Durch ihren allzufrühen Tod wurdest du unlöslich mit dem Mutterlande verbunden. Der weitschauende Blick kluger Hamburger Handels Herren hat uns den Weg zu dir gezeigt, und das gebietende Wort von Deutschlands größtem Sohne knüpfte dich an mein Heimaltsland. Süd- und Norddeutsche haben in edlem Wettstreit das Band mit dem Mutterlande nur enger und fester geschlungen. Kein Stand war da bevorzugt; ein weites Feld der Betätigung bist du dem Forscher, dem Kaufmann, dem Offizier und dem Beamten. Sie sind nicht vergessen alle die Namen, deren Träger deinen dunklen Schleier lüfteten. Barth, Flegel, Nachtigall, Zintgraff, Stetten, Passarge, Morgen, Dominik, Gravenreuth, Kundt, Tappenbeck und viele andere

Pioniere der Kultur und Wissenschaft und leuchtende Vorbilder für spätere Geschlechter.

Die Zeit ist gottlob vorbei, in der wir Deutschen die Geduldeten in ferneren Erdteilen bei fremden Völkern waren. Wir haben die Pflicht, uns gleichfalls einen Platz an der Sonne zu sichern, und Deutschlands Hohenzollernkaiser wacht mit starkem Arm darüber, daß seinen Untertanen auch in der Fremde ihre Rechte nicht geschmälert werden.

Im herrlichsten Morgensonnenschein lag der Adolph Woermann auf der Reede vor Kribi. Hier im südlichen Teile des Schutzgebietes sollte meine afrikanische Tätigkeit beginnen. Wir waren unsrer drei, alle Kaufleute, die wir im Dienste der Bremer Westafrika-Gesellschaft bei Kribi die ersten Niederlassungen der neuen Handelsgesellschaft gründen sollten.

Petersen, der Leiter, ein alter Küster, der die Verhältnisse aus elfjähriger Praxis schon kannte, der zweite, Gutmann mit Namen, ebenfalls bereits mit Land und Leuten vertraut und als dritter im Bunde ich, ein Neuling im Lande. Petersen hatte den Dampfer in Duala verlassen und war direkt nach dem Südbezirk gefahren, um einen geeigneten Platz für die Errichtung der Faktorei auszusuchen und zu erwerben. Wir beiden andern blieben an Bord und machten erst noch die Fahrt nach den nördlich gelegenen Küstenplätzen Viktoria, Bibundi, Rio del Rey und dann zurück nach Kriegsschiffhafen, Malimba, Klein-Batanga, Longji und Plantation mit. In Longji war unser zukünftiger Chef wieder an Bord gekommen mit der erfreulichen Nachricht, daß er 20 Minuten nördlich von Kribi einen Platz ausfindig gemacht habe, der für die künftige Faktorei wie geschaffen sei.

Noch sah es zwar auf Ananas=Point recht unwirtlich aus. Das felsige Gestade erhob sich in einer Höhe von acht Metern schroff aus dem Meere, und donnernd brach sich die wilde Flut an ihm. Nach Norden und Süden verflachte der Strand, nur hier und da einzelne Erhebungen aufweisend, wo] felsiges Gestein offen zutage trat. Eine Ausbuchtung im Norden des erwähnten Platzes bildete einen kleinen natürlichen Hafen, dessen Einfahrt aber der vielen Steinblöcke wegen, die nur bei niedrigem Wasser sichtbar wurden, fremden Booten nicht ungefährlich war. Der Point wies nur wenige Quadratmeter freien Platzes auf, denn überall zog sich dichter Urwald bis hart an den Strand heran.

Nach 45-tägiger Seereise waren wir nicht die einzigen Frohen, endlich von Bord zu kommen; auch Kapitän Brinkert sah seine letzten Passagiere gewiß nicht ungern scheiden.

Die Schiffsboote wurden zu Wasser gelassen, unsere Koffer darin untergebracht, und nachdem wir dem braven Kapitän und seinen Offizieren zum Abschied die Hand geschüttelt, stiegen wir in das erste Boot, das von den kräftigen Ruderschlägen der schwarzen Krüjungen getrieben, uns schnell dem Ufer näher brachte. Am Rande der kleinen Bucht standen etwa fünfzig Eingeborene, die Peterßen als Arbeiter angeworben hatte.

Unsere Landung vollzog sich nicht ganz glatt. In der Brandung schlug eine Woge ins Boot, die uns — so nahe dem Lande — noch bis auf die Haut durchnäßte, so daß uns ein feuchter Willkommensgruß zuteil wurde. Die schwarzen Arbeiter stürzten sich mit großem Hallo auf uns und zogen das Boot vollends auf den Strand. Hundert nackte Arme streckten sich Gutmann und mir hilfsbereit entgegen;

die einen rissen hier, die andern dort an mir herum, und nolens, volens, trotz allen Sträubens, wurde ich an Armen, Händen, Beinen, Kopf und Kumpf erfaßt, gehoben und mit Triumphgeheul auf festen Boden gebracht, wo die Schwefelbände mich wie einen Ballen Zeug im weichen Sande niederlegte. Gutmann hatte liebevoll den Hals eines riesigen Schwarzen umflammt und ließ sich sehr praktisch huckepack tragen. Die vielen Augen musterten uns neugierig und schienen uns auf den inneren Wert unseres Ichs abzuschätzen. Unsere Habe wurde gleichfalls herangeschleppt und außerhalb des Bereiches der heranrollenden Brandung am Strande aufgestapelt. Mittlerweile näherten sich auch die anderen Dampferboote der Anlegestelle.

Wir führten naturgemäß eine große Menge von Sachen mit uns, denn da war keine noch so primitive Unterkunft, die uns hätte aufnehmen und mit Akung versehen können. Wir waren vollkommen auf uns selbst angewiesen, und es handelte sich vor allen Dingen darum, keine Zeit zu verlieren und uns so schnell als möglich einzurichten. Das ist nun leichter gesagt und erzählt, wie getan. Die meisten von Europa ankommenden Weißen finden ja auch wenigstens einigermaßen geordnete Verhältnisse vor; sie wissen, wo sie ihr Haupt niederlegen und unter welchen Tisch sie ihre Beine strecken können. Anders bei uns. Wir sollten erst alles selbst schaffen und einrichten. Den ganzen Tag über stand ich mit Gutmann an der Beach*) und beaufsichtigte das Ausladen der Boote, die unsere Waren vom Dampfer herbeibrachten. Das ganze zukünftige Haus war auch dabei,

*) Strand.

allerdings nur stückweise, in Bretter und Balken, Wellblechplatten und Dachpappen, Türen und Fenster auseinandergenommen, um bequem verladen werden zu können; eben jetzt wurden seine einzelnen Teile an Land geschafft. Unzählige Fässer voll Zement und Teer, Kisten und Kasten mit Handwerkszeug und ein Berg Waren der verschiedensten Art, wie die Schwarzen sie lieben, alles sammelte sich nach und nach am Strande und türmte sich zu Bergen auf. Mit den Schiffspapieren in der Hand wachte Gutmann über das Ausbooten; ich ließ auf dem kleinen hochgelegenen freien Platz die Kolli aufstapeln, denn hier war es, wo nach Abholzung des notwendigen Geländes sich später die Faktorei mit dem Wohnhaus und den Magazinen erheben sollte. Es war nicht ganz einfach, mich mit den Eingeborenen zu verständigen, denn das schauerhafte Küstenenglisch, das hier an der Tagesordnung ist, war mir eine lingua incognita, und umgekehrt verstanden die Neger mein Englisch nicht, und ich hatte es doch so fließend und schön in old England selbst sprechen gelernt. Petersen, der die Arbeiten an Bord geleitet hatte, kam mit der letzten Ladung auch an Land.

Es war ein heißer Arbeitstag und ein vielversprechender Anfang für mich gewesen; die vielen Stunden über hatten wir beide mit aufgekrempten Hemdärmeln und freier Brust herumhantiert, die ankommenden Sachen kontrolliert und den Schwarzen unsere Anweisungen gegeben. Der Schweiß lief uns bei der ungewohnten enormen Hitze, die nicht nur vom Himmel, sondern auch von dem feinen Sande des Strandes ausgestrahlt wurde, in Strömen am Körper herunter. Es war der erste aber kräftige Vorgeschnack zukünftiger afrikanischer Freuden. Arme und Brust, die der Sonne

längere Zeit ausgesetzt gewesen waren, zeigten eine dunkelrote Färbung und schmerzhaftes Blasen.

Als Petersen ankam, wurde sogleich an die Errichtung eines provisorischen Zeltes für die kommende Nacht gegangen: zwei Pfosten in die Erde gerammt, darüber ein Querbalken mit Lianen festgebunden und über dies Gestell ein Perseminng gespannt, dessen am Boden liegende Ränder zur größeren Sicherheit mit großen Felssteinen beschwert wurden. Als Lagerstätten für die Nacht dienten uns die Madeirastühle, welche im Innern aufgestellt wurden, während eine Kiste als Tisch figurirte. Nachdem die Einrichtung unserer luftigen Behausung beendet und die Sonne schon zur Hälfte hinter den Bergen der Insel Fernando Po, die im Westen deutlich erkennbar lag, verschwunden war, konnten wir daran denken, auch unserm inneren Menschen, der seit dem Frühstück an Bord hatte darben müssen, einige Stärkung zuzuführen. Petersen hatte vom menschenfreundlichen Kapitän ein Schwarzbrot und eine Zervelatwurst mit auf den Weg bekommen. Mit Mühe und Not wurde eine Kiste Bier unter den unendlichen Bergen von Kästen und Ballen hervorgesucht und geöffnet. Die Schwarzen bekamen als Vorschuß je eine Flasche Genever, den wir gleichfalls unserem Warenvorrat entnahmen. Vor der Verteilung hielt Petersen der Gesellschaft, die ihn von früher her schon kannte, eine weishevolle Ansprache, in welcher er den Zweck unseres Hierseins auseinandersetzte, auf unsere aufgestapelten Reichtümer hinwies und auf die zukünftig zu erwartenden, die mit jedem Dampfer aus Deutschland für uns eintreffen würden; er ermahnte sie zur Tugend, d. h. zur Arbeit, damit er ihnen Gutes tun könne, und schloß seinen beifällig aufgenommenen speech mit

der Drohung, daß, falls einer der schwarzen Halunken es sich etwa einfallen ließe, sich im Dunkel der Nacht an unserem Eigentum zu bereichern, er ihm ohne Gnade und Barmherzigkeit die Ohren abschneiden würde. Mit der Weisung, sich früh am nächsten Morgen wieder einzustellen, wurden die Leute in ihre Dörfer entlassen.

Müde und abgESPANNT setzte ich mich in meinen Stuhl. Der Hunger war längst vergangen, nur ein Riesendurst machte sich brennend fühlbar. Die Zunge klebte am Gaumen, dazu brannten Arme und Brust, die ich so leichtsinnig den Sonnenstrahlen preisgegeben hatte. Gefährlich war die Sache ja weiter nicht, aber greulich schmerzhaft.

Die Nacht war hereingebrochen und wir drei saßen bei dem trüben Schein einer Stalllaterne im Zelte und nahmen unsere bescheidene Mahlzeit ein. Und dann kam eine Überraschung. Petersen zog eine sorgsam versteckte Flasche Extra dry Grempler & Co. hervor! Wie schon der bloße Anblick der lieblichen Weißhalsigen unsere müden Lebensgeister weckte!

„Zur Feier unserer glücklichen Anfunft!“ toastete Petersen.

„Und auf eine gute Zukunft!“ fuhr Gutmann fort und „Zur Taufe dieses Ortes!“ ergänzte ich.

Allgemeine Zustimmung fand mein Vorschlag, die Niederlassung in Anbetracht dessen, daß wir die ersten Vertreter einer Bremer Handelsgesellschaft in Kamerun waren, „Neu-Bremen“ zu nennen.

Laut knallte der Pfropfen, und laut schallte ein dreimaliges kräftiges Hurra durch die Nacht. Ein vivat, crescat, floreat Neu-Bremen! Die Müdigkeit schien gänzlich verflogen; was tat es, daß der Sekt lauwarm war, und daß

wir ihn aus der Flasche trinken mußten! Ein Hoch nach dem andern erklang auf das Blühen und Gedeihen unserer neuen Heimat.

Geraume Zeit noch saßen wir plaudernd zusammen, bis die Natur ihre Rechte forderte und wir auf unsern Stühlen einschliefen. Die Nacht sollte aber nicht vergehen, ohne uns einen deutlichen Beweis von der Richtigkeit des alten afrikanischen Sprichwortes zu liefern, daß es erstens anders kommt, und zweitens als man denkt. Wir hatten erst kurze Zeit in den das Bett nur sehr mangelhaft ersetzenden Korbstühlen geschlafen, als plötzlich ein heulendes Pfeifen uns aufweckte. Die Laterne war erloschen und tiefste Dunkelheit umgab uns. Ein rasender Sturm fuhr sauchend durch die ächzenden Baumkronen; krachend stürzten Äste und Zweige zur Erde. Es war, als ob die ganze Natur sich im Aufruhr befände. „Ein Tornado kommt,“ hörte ich dazwischen Petersens Stimme. Jetzt faßte der Sturm unser Zelt; es bog sich und schwankte unter seiner Wucht. Krachend hallte der erste Donnerschlag und Blitze zuckten auf allen Seiten grell durch die nächtliche Finsternis. Der Himmel öffnete seine sämtlichen Schleusen und ein Meer schien sich auf uns herabzustürzen. Der entfesselte Sturm peitschte den Regen durch die Bäume und fegte die Wassermassen über die Erde hin. In wildem Grimme toste die hochgehende See an der nahen felsigen Küste und ihr Donnern mischte sich mit dem Krachen, Prasseln, Brausen und Heulen um uns herum. Plötzlich stürzte das Zelt über uns zusammen, es gab ein schreckliches, wüstes Durcheinander. Schimpfend und stöhnend, zerschunden und zerschlagen krochen wir unter seinen Trümmern hervor. Mit Anstrengung aller Kräfte

hielten Gutmann und ich das Zeltdach fest, das die Gewalt des Sturmes uns unablässig zu entreißen bemüht war. Hätten wir nicht an einer Palme einen Stützpunkt gefunden, so wären wir beide samt dem Tuch in die See hinausgeweht worden.

Die Waren hatten wir vorsorglich mit einem zweiten großen Persenning bedeckt, und auf der Erde ringsherum, weniger kunstgerecht als praktisch, schwere Steine aufgehäuft. Obenauf lagen wiederum einzelne große Steine; trotzdem drohte die Schutzdecke jeden Augenblick davon zu fliegen. Petersen, beim Leuchten der unaufhörlichen Blitze die Gefahr erkennend, stürzte sich entschlossen auf die Sachen und legte sich mit der ganzen Wucht seines Körpers — das Gesicht nach unten — zu weiterer Beschwerung auf das Tuch; so ließ er — ein Märtyrer seines Berufs und der guten Sache — die vom Himmel niederstürzende Sündflut auf seine andere coté prasseln. Unterdessen rangen Gutmann und ich weiter mit dem Zelt-dache. Schließlich brachten wir es fertig, das Streitobjekt um die schon erwähnte Palme zu schlingen; die Enden festhaltend zogen wir es zur Erde herunter, folgten Petersens Beispiel und legten uns darauf.

Keiner hatte einen einzigen trockenen Faden am Leibe; dabei war es ein schneidend kalter Regensturm, daß wir vor Frost und Kälte klapperten. Es war geradezu lächerlich: Vier Grad nördlich vom Äquator saßen wir im heißen Afrika und froren, wie mans unsern heimatlichen Schneidern nachsagt. Der Sturm raste unausgesetzt weiter. Ich hatte ein solches Toben der Elemente nie für möglich gehalten; wer nicht selbst einen afrikanischen Tornado erlebt hat, der vermag sich von seiner Gewalt auch nicht

annähernd einen richtigen Begriff zu machen. Die schwersten Unwetter bei uns sind im Vergleich zu einem Tornado harmlose Erscheinungen. Was der Taifun des indischen Ozeans, der Samum der Sahara ist, das bedeutet der Tornado für die Westküste Afrikas, nur daß seine Dauer kürzer ist. Innerhalb seiner Frist wüthet er aber mit unbeschreiblicher Gewalt, entwurzelt meterdicke Bäume und bedroht Menschen und Tiere mit Verderben. So plötzlich wie es herangebraust ist, ebenso schnell verzieht sich das Unwetter auch wieder, nur in den angerichteten Verwüstungen die deutlichen Spuren seiner Kraft zurücklassend.

Nach etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden legte sich die Wut des Sturmes; der Regen ließ nach, und bald grüßten die hellen Himmelslichter vom nächtlichen Firmament hernieder und leuchteten so friedlich, daß man sich die Schrecken der jüngsten Vergangenheit kaum noch vorzustellen vermochte.

Naß wie gebadete Katzen gingen wir an die Arbeit des Wiederaufbauens unseres Zeltens. An ein Wechseln der Kleider war nicht zu denken; wo unter den hunderten von Kisten und Kästen mochten wohl unsere Koffer stecken? Wir konnten fürs Erste nichts anderes tun, als Jacke, Hose, Hemd und Strümpfe auswinden und dann die Sachen naß wieder anziehen, eine Arbeit, die wir, um unsere Gemüther zu erleichtern, unter herzhaften Verwünschungen des unverhofften Intermezzos verrichteten.

Gegen Mitternacht lagen, oder vielmehr saßen wir dann wieder im notdürftig errichteten Zelte, zum Glück ließ der ersuchte Schlaf nicht lange auf sich warten.

Kamerun ist nicht das Land, das man sich aussuchen muß, wenn man bequem leben will; viele sollten es sich

besser überlegen, ehe sie hinübergehen. Das Land verlangt ein Einsetzen der ganzen vollen Persönlichkeit, ohne Rücksicht auf verweichlichende Gewohnheiten. Nur wer imstande ist, das liebe Ich hintan zu setzen, der wird das Land lieb gewinnen. Und wenn zuerst auch manch einer, aus Abenteuerlust vielleicht, in Unkenntnis des ihn erwartenden Lebens hinüber ging, so wird doch derjenige, der zum zweiten oder dritten Male hinausgeht, wissen, was ihn erwartet. Nur dann wird er das Land lieben lernen; sei es um seiner herrlichen Natur willen, sei es der Gefahren wegen, in deren stetem Überwinden das Vertrauen zur eigenen Kraft gestärkt wird. Hier auf sich selbst gestellt, kann man sich als freier Mann fühlen, — notabene, wenn eine hohe Obrigkeit nichts dagegen hat, — der sich seiner Würde und seines Wertes als vornehmstes Geschöpf erst recht bewußt wird. Es sind viele, die nach kurzem Aufenthalt in der alten Heimat sich wieder zurücksehnen nach dem Lande, wo nicht Milch und Honig fließt und kein Schlaraffenleben winkt, sondern wo allein durch ernste Arbeit das Ziel erreicht wird.



Ein Sonntag in Neu-Bremen.

Die Faktorei stand. Nach viermonatlicher Bautätigkeit waren die verschiedenen Häuser und Schuppen fertig. Wir drei Europäer hatten die ganze Zeit über wacker mit gearbeitet, obwohl wir weder gelernte Erdarbeiter, Maurer, Zimmerleute, noch Schlosser, Glaser oder Klempner waren. Aus Accra von der englischen Goldküste hatten wir zwei Schwarze engagiert, die das edle Zimmerhandwerk von Grund auf zu kennen vorgegeben hatten. Bei dieser Behauptung ließen sie es aber bewenden, und zeigten herzlich wenig Lust, den Beweis ihres Könnens praktisch zu erbringen. Es blieb uns somit nichts anderes übrig, als überall selbst Hand anzulegen. Ob auch die Sonne heiß vom Himmel brannte, oder ob sündflutartige Gewitterregen niedergingen, wir turnten an den Balken und Gerüsten der Gebäude herum, als hätten wir unser ganzes Leben lang nichts anderes getan. Daß gymnastische Übungen im Freien dem Körper gesund sind, wird niemand bestreiten; in diesem Spezialfall aber hatten sie manche Unannehmlichkeiten im Gefolge, an denen das ungesunde Kameruner Klima die Hauptschuld trug. Vierzehn Tage nach unserer Ankunft hatte ich meinen ersten Fieberanfall; die Attacke dauerte

dreimal vierundzwanzig Stunden. Ich kann nicht behaupten, daß der Zustand ein angenehmer gewesen wäre, um so weniger, wenn man bedenkt, daß wir immer noch im Zelte kampierten und nachts bei den häufig auftretenden Regengüssen gezwungen waren mit aufgespannten Schirmen im Bett zu liegen, um uns notdürftig gegen das munter durchsickernde Wasser zu schützen. Ein Arzt war an der ganzen Südküste von Malimba bis Campo nicht aufzutreiben. Das Fieber hatte mich dergestalt entkräftigt, daß ich vor Schwäche unfähig war, auch nur einen Schritt zu gehen. Gutmann nahm sich meiner in aufopfernder Weise an und durch seine Pflege päppelte er mich bald wieder zu Kräften. Nach dem Beispiel von Falstaff, der aus seiner frühesten Jugend so schön zu melden weiß:

„Als Säublein klein an der Mutter Brust,
Hopp heißa bei Regen und Wind,
Da war der Sekt schon meine Lust,“ usw.

wurde mir löffelweise Champagner und Milch eingeflößt; das half mir wieder auf die Strümpfe.

Endlich war alles unter Dach und Fach. Auf der abgehholzten Anhöhe erhob sich stattlich, mit der Front nach der See zu, das einstöckige Hauptgebäude. Eine breite Freitreppe führte von außen zu den Wohnräumen empor, deren sieben vorhanden waren; drei für Petersen und je eins für Gutmann, mich und einen unlängst aus Europa eingetroffenen neuen Assistenten, namens Kollin. In der Mitte lag das große gemeinsame Speisezimmer. Die Einrichtung war einfach aber durchaus zweckentsprechend. In der Höhe des ersten Stockes lief rings um das Haus eine zwei Meter

breite Veranda, durch das überhängende Dach gegen Regen und Sonnenstrahlen geschützt.

Zu ebner Erde befand sich eine zementierte Halle, der Verkaufsraum für die Schwarzen, Shop genannt. Hinter dem Hauptgebäude stand ein kleines Haus, in dessen erster Etage Küche, Speisekammer und Baderaum untergebracht waren; von hier führte eine Brücke direkt zu den Wohnräumen des Hauptgebäudes. Unten lagen die Zimmer für die schwarze Dienerschaft, den Koch und die Stewards. Nördlich von diesen beiden Häusern war ein großes Magazin aus Wellblech aufgeführt, in dem auf zementiertem Fußboden die Lagervorräte aufgestapelt waren, während ein zweiter zur Aufnahme der Landesprodukte bestimmter Schuppen seitlich entfernt stand. Hieran schlossen sich quer zu den Stores mit der Front nach Süden die auch aus Wellblech erbauten Wohnräume für die schwarzen Handwerker und Arbeiter, sowie eine kleine Werkstatt. Den von diesen Gebäuden eingeschlossenen großen viereckigen Platz begrenzte nach Süden zu das Hühnerhaus, mit einem hohen Drahtgitter eingefriedet; wo wir im Laufe der Zeit bis gegen 120 Hühner unterhielten. In der Mitte des großen Hofes stand der hohe Flaggenmast mit den lustig wehenden Bremer Farben. Von hier konnten wir mit den auf der Reede liegenden Dampfern Signale austauschen. Ein altes Geschützrohr, das Petersen irgendwo erstanden hatte, und das seiner Inschrift zufolge noch aus der Zeit des großen Preußenkönigs stammte, war auf eine Lafette gesetzt worden und schaute vom felsigen Strande drohend nach der See zu, als beabsichtigte es, jedem etwaigen Feinde Tod und Verderben zu bringen. Wenn der Signalschuß eines vor Anker

gehenden Dampfes ertönte, dann erdröhnte der eiserne Mund unserer kleinen Kanone als Antwort und Begrüßung, was unsere Schwarzen, nachdem die erste Angst überwunden war, jedesmal in helles Entzücken versetzte.

Schlaftrunken hatte ich mich eines schönen Morgens erhoben, und war aus meinem Zimmer auf die Veranda hinausgetreten. Noch dunkelte es; doch der fahle Glanz der Sterne verkündete das baldige Anbrechen des neuen Tages. Petersen befand sich in Geschäften in Libreville, der Hauptstadt des Congo français, die bei uns Gabun genannt wird. Bis zu seiner Rückkehr, die in einigen Tagen erwartet wurde, hatte er mir die Leitung der Faktorei übertragen. Es war Sonntag; Feiertag für uns und für die „zivilisierte“ Negerbevölkerung an der Küste. Mit der Annahme der Kultur glaubt der Schwarze auch die Verpflichtung zur Sonntagsheiligung übernommen zu haben. Diese seine natürliche Faulheit angenehm unterstützende Einrichtung erfreut sich der größten Wertschätzung des Negers, und er macht den denkbar ausgiebigsten Gebrauch davon. Je mehr Feiertage das Jahr hat, desto vergnügter ist der Schwarze. Wenn nicht Karawanen mit Kautschuk und Elfenbein aus dem Innern kamen, so war der Sonntag ein wirklich ruhiger Tag, nur das absolut Notwendige, wie das Ausgeben der Wochenrationen für die Arbeiter, wurde dann getan. So glaubte ich auch heut freie Zeit zu haben, um die vor vier Wochen angelangten neuen Gewehre einzuschließen. Immerhin eine angenehme Abwechslung nach den letzten arbeitsreichen Wochen.

Allein, wie so oft, kam es wieder einmal anders. Ich war ins Zimmer getreten; draußen wurde es heller und

heller, und ehe ich noch mit Ankleiden fertig war, hallte ein dumpfer Kanonenschuß von der See herüber. „Verd . . . der Dampfer!“ entfuhr es mir unwillkürlich. Nun ade, Sonntagsruhe!

Eilig trat ich mit dem Fernrohr wieder hinaus. Richtig, da lag ein Dampfer auf der Reede, und von seinem Mast wehte lustig die Woermannsflagge. Im allgemeinen wird die Ankunft jedes deutschen Schiffes mit Freude begrüßt, nicht nur wegen der Abwechslung in dem gleichförmigen Leben, sondern weil man außer der Post auch immer einen ganzen Rucksack voller Neuigkeiten mitgebracht erhält. Kommt so ein Dampfer aber Sonntags an, und will noch am selben Tage löschen und wieder laden, so überwiegen die sich daraus ergebenden Unannehmlichkeiten die Freude an der Abwechslung bei weitem, denn die schwarzen Faktoreiarbeiter streifen in einem solchen Falle mit tödlicher Sicherheit.

Gemeinsam mit Gutmann, den ich gleich geweckt hatte, beratschlagten wir, was zu tun sei. Es blieb uns nur eine leise, unwahrscheinliche Hoffnung, daß der Dampfer keine Ladung für uns bringe.

Jetzt stieg auch schon ein Signal am Mast des Dampfers empor. Er rief uns an. Kollin, der es im Dienste des Vaterlandes beinahe bis zum Fährrieh zur See gebracht hatte, wurde herbei beordert. Während ich die Signale durch das Fernrohr ablas, und er im Buche die Bedeutung der verschiedenen Flaggen nachschlug, stand Gutmann an unserm Flaggenstock, bereit zur Antwort. „Sendet Boot an Bord,“ wehte es zu uns herüber. „Lassen Sie die Boote klar machen,“ rief ich Gutmann von der Veranda zu. „Der Dampfer hat Ladung für uns, wir sollen löschen helfen.“

„Hol euch der Teufel!“ signalisierte Gutmann eigenmächtig zurück. Nur durch Versprechung einer Extra-belohnung konnten wir nach langem Hin und Her unsere Bootsmannschaft bewegen, heut einmal ihren Prinzipien untreu zu werden und zu arbeiten. Der Dampfer hatte seine eignen Boote schon herabgelassen, beladen, und von der kleinen Dampfbarfasse gezogen, strebte der Schleppzug dem Ufer zu, ehe noch unsere beiden Boote von Land abstießen.

Mit guten und bösen Worten trieben wir unsere Arbeiter zur Eile an; doch bedurfte es recht dringender Ermahnungen. Dem Headman wurde eine große Flasche Rum versprochen, wenn er es fertig brächte, die Arbeit zu beschleunigen.

Die Dampferboote waren inzwischen an Land gekommen; und siehe! das bekannte Gesicht des ersten Offiziers vom Adolph Woermann frohen Ungedenkens, der die Konnossemente überbrachte, lachte mir entgegen.

„Hallo, wie geht's? Freuen sich gewiß, mich zu sehen, was?“ Und wir schüttelten uns als alte Freunde kräftig die Hand.

Der „Adolph“ brachte den Schiffspapieren zufolge eine Menge Waren für uns, und Osterreich erklärte — eigentlich ziemlich überflüssig —, Kapitän Brinkert habe Eile. Es gibt wohl keinen Woermann-Kapitän, der nicht überall seine Ladung so schnell wie möglich los werden möchte; Brinkerts Eile ließ mich also sehr kalt. Zudem war die Dampferlinie verpflichtet, die Waren bis an Land zu liefern, so daß jede Hilfeleistung mit meinen Booten eine freiwillige persönliche Liebenswürdigkeit von mir war. Niemand hätte mich dazu zwingen können, noch dazu am Sonntage; so machte aus

naheliegenden Gründen die Eile des Kapitäns nicht den gewünschten Eindruck auf mich.

Boote auf Boote kamen vom Dampfer, brachten die Waren und gingen leer wieder zurück. Gutmann kontrollierte am Strande das Ausladen, und Kollin ließ die Kisten, Fässer und Ballen im Lagerhause aufstapeln. Ich schwebte über dem Ganzen, war bald hier, bald dort, und mußte als verantwortlicher Redakteur überall nach dem Rechten sehen.

Der erste Schiffsoffizier wollte die Landesprodukte, die zur Verschiffung bereit lagen, am liebsten gleich mitnehmen. Daran war aber nicht zu denken; denn mein schwarzer Böttcher, der die mit Kautschuk gefüllten Fässer schließen mußte, glänzte durch Abwesenheit, es war eben Sonntag. Kein Kapitän gönnt einem Kollegen die Rückladung; jeder ist bemüht, dem eignen Dampfer die angesammelten Landesprodukte der Faktoreien zu sichern; besonders hinter Kautschuk und Elfenbein sind sie her wie der Teufel hinter einer armen Seele; da die darauf liegende Fracht die höchste ist, und jeder Kapitän von seiner Reederei einen bestimmten Anteil von den Frachtsätzen bezieht. Da der „Adolph“ für die Faktorei in Kribi gleichfalls Ladung hatte, so blieb Österreich nichts anderes übrig, als sich dorthin auf den Weg zu machen; er schied nicht, ohne unsere gesamten Anlagen in Augenschein genommen zu haben, die wie selbst meine neidischen Herren Kollegen von andern Faktoreien zugestehen mußten, die größte und bestangelegte Faktorei im Südbezirk von Kamerun war.

Wir besichtigten gerade den Store, wo Kollin die angekommenen Sektboxen aufstapeln ließ; als gute Patrioten führten wir ausschließlich deutschen, und ich habe nicht finden

fönnen, daß er den französischen Marken an Wohlgeschmack oder Bekömmlichkeit nachgestanden hätte. Achtzehn Kisten mit je 50 halben Flaschen Grempler & Co. Extra dry sollten wir nach den Schiffspapieren bekommen. Als ich gewohnheitsmäßig die Signierung und den Verschuß prüfte — man kann nicht vorsichtig genug sein! — da stellte sich's heraus, daß der Verschnürungsdraht durchschnitten war. Nun traute ich dem Frieden nicht mehr und ließ die Kiste öffnen, um mich von ihrem Inhalt zu überzeugen. Tableau! Da lagen anstatt der gefüllten Sektflaschen ein paar leere und eine ganz respectable Menge Ziegelsteine friedlich nebeneinander geschichtet. Sofort wurden die andern Kisten auch revidiert, und das Ergebnis war traurig: von den 18 Kisten waren 12 unterwegs aufgemacht, bestohlen und in der angegebenen sinnreichen Weise wieder gefüllt worden. Österreich, der bei der Entdeckung der netten Bescherung zugegen war, konnte sich die Sache ebensowenig erklären, wie ich. An Bord konnte es keinesfalls passiert sein; erstens ziehen die Kroneger den Rum allen anderen Getränken bei weitem vor, und wo sollten auf dem Dampfer die Mengen von Ziegelsteinen herkommen? Das Wahrscheinliche war, daß die Diebereien während des Verstauens im Hamburger Hafen ausgeführt worden waren. Zum Glück gehörte es nicht zu meinen Pflichten, Licht in die Angelegenheit zu bringen; das war Sache der Woermannlinie. Immerhin repräsentierten die 12 Kisten einen Wert von 1500 Mark, die die Reederei uns ersetzen mußte.

Die Schiffspapiere wurden von mir „kurz gezeichnet“, worüber Österreich im Gedanken an die in Hamburg bevorstehenden Scherereien außer sich geriet. Grollenden Ge-

mütes verließ er mich, um die Herren in Kribi zu beglücken, die auch um ihren Sonntag kommen sollten.

Im Store konnte Kollin nicht fertig werden; er war überhaupt unser Schmerzenskind. Da er aus irgend welchen Gründen, die er krampfhaft geheim hielt, als Fähnrich zur See den Abschied genommen hatte, so waren gerade Afrika und der Kaufmannsstand gut genug, ihm weiterzuhelfen. Vor vier Wochen hatte ihn uns die Firma als Buchhalter herausgesandt, und sein Auftreten gleich bei der Ankunft war keineswegs geeignet, Sympathien zu erwecken. Petersen, der ihn von Bord abholte, durfte für den jungen Herrn als Entree eine nicht unbedeutende Sektrechnung beim Obersteward bezahlen, die Kollin aus eignen Mitteln nicht zu decken vermochte. Im Laufe der Zeit zeigte sich dann, daß er auf Arbeit keinen besonderen Wert legte, und für seine Tätigkeit als Buchhalter ebenso viel Vorkenntnisse und Verständnis mitgebracht hatte, wie viele Reichstagsmitglieder für afrikanische Verhältnisse zeigen, wenn der Kolonialetat zur Debatte steht. Möglichst spät aufzustehen und andere arbeiten zu lassen, dabei jeden unaufgefordert mit unerwünschten Rat schlägen zu beglücken, das waren des braven Kollin Hauptgrundsätze. Verzärtelt und anfällig wie eine Treibhauspflanze, in seinen Ansichten verschroben wie eine alte Jungfer, war er nichts weniger als ein angenehmer Hausgenosse und guter Kamerad. Er, Kollin, edler Herr von und zu, — Gott sei Dank, daß er es nicht war, sonst wäre er noch mehr von seinem Werte durchdrungen gewesen, — er Kollin war ein verflucht feiner Kerl. f. K., was Gutmann hier sehr treffend mit „fauler Kopp“ übersetzte! Zur Pflege seines hochwohlgebornen Leibes brauchte er tausend Dinge:

Poudres, wohlriechende Seifen, Parfüms, allen den Kram und Tand, den man auf dem Toilettentisch einer Mondaine findet. Von den Eiern aß er nur das Gelbe und vom Streuselkuchen nur den oberen Teil, über das Essen raisonnirte er aus Prinzip, bei der Toilette mußte sein Boy ihm sogar die Strümpfe an- und ausziehen, mit einem Wort, der junge Mann eignete sich für Afrika wie der Igel zum Handtuch, und wir wären hochbeglückt, ihn unsern Kollegen zu nennen. Leider bewiesen wir für seine „Eigenart“ sehr wenig Verständnis. Doch der Gute litt still und ergeben wie ein echter Märtyrer unter unsern Bosheiten; nur alle vier Wochen, wenn die Post nach Europa ging, machte er in Briefen an die Firma und seine Verwandten dem gepreßten Herzen über die Schlechtigkeit seiner Umgebung Luft. Schade, daß er nicht im Mittelalter gelebt hat; gewiß hätte ihn eine rührselige Nachwelt ob seines stillen Duldens in die Gemeinschaft der Heiligen versetzt.

Mister Kollin, selbst für die Schwarzen ein Gegenstand himmlischen Vergnügens, schwitzte im Magazin Blut und Wasser, und die Leute stellten sich bei seinen Anordnungen noch unbeholfener und dümmer, als sie die gütige Natur geschaffen hatte.

Zum Unglück kam jetzt noch eine Karawane mit Elfenbein und Kautschuk aus dem Innern; wie konnte es anders kommen? Es war ja Sonntag.

Die Leute wollten natürlich sofort abgefertigt werden, um baldigst den Rückmarsch antreten zu können. Der Koch kam und verlangte Anweisungen für das heutige Mittagessen, unser Menageriewärter meldete den Tod eines Huhns und die Erkrankung von zwei weiteren, vom Dampfer

signalisierte der Kapitän und wollte Gott weiß was, auf dem Hofe prügelte sich der Küchenjunge mit einem Steward, und zu alledem erschien plötzlich wie aus der Erde gewachsen der — — — Schiffsarzt. „Allmächtiger!“ Mir schwante Unheil; na, ich war gerade in der notwendigen rosigten Stimmung.

Um mir den lästigen Besuch — Schiffsärzte werden an Land sehr leicht lästig, besonders wenn sie Faktoreien mit ihrem Besuch beehren — recht schnell abzuwimmeln, ließ ich ihn über das Unerwünschte seines Erscheinens nicht einen Augenblick im Unklaren. Ja, lieber Leser, es ging nicht anders, als daß ich dem Jünger Askulaps deutlich wurde. Ich kannte den vor mir Stehenden nicht, ich wußte weder seine Naturgeschichte noch seinen Lebenslauf; es genügte mir völlig, zu wissen, daß er Schiffsdoktor war, vor dem man sich hüten muß wie vor Feuer- oder Wassergefahr.

„So lassen Sie mich doch ungeschoren,“ flehte ich ihn eben wohl zum zwölften Male an.

„Aber erlauben Sie, ich heiße Doktor Bär und — — —“

„Meinetwegen heißen Sie Pippifay!“ unterbrach ich ihn wütend. „Ich habe aber selbst dann keine Zeit für Sie!“

„Aber Herr Mayer, der erste Maschinist, läßt Sie grüßen.“

„Was? der dicke Mayer?“ Erschrocken merkte ich zu spät, daß ich mit dieser Frage aus der Rolle fiel.

„Jawohl, der dicke Mayer! Derselbe, mit dem Sie seinerzeit die Überfahrt von Hamburg machten.“

„Wie geht es ihm? Ist er immer noch der Alte?“

Er war es; gleich sollte ich es merken.

„Ja. Herr Mayer läßt bestens grüßen und hat mir gesagt, daß Sie so schöne Elfenbeinzähne und Ethnographica für mich hätten!“

O Mayer! Mayer! Was für einen verruchten Plan hat deine schwarze Seele wieder ausgebrütet. Zur Strafe soll dein Name der Nachwelt durch diese Blätter überliefert werden!

In diesem Augenblick stand er gewiß an Deck und rief sich schadenfroh die Hände; denn er wußte nur zu genau, mit wie ungemischten Gefühlen ich an ihn dachte. Die Sammelwut der Schiffsärzte ist bekannt; *Ethnographica* und Elfenbeinzähne, letztere möglichst groß und schwer, sind die heißbegehrten Sammelobjekte. Als ob wir Kaufleute diese Dinge geschenkt erhielten! Und dieser Mayer hetzte den Unglücklichen noch auf uns.

Wütend ließ ich den brummenden Bär stehen und ging davon.

Bis zum Abend hatten wir alle Hände voll zu tun und noch reichlichen Ärger hinunterzuschlucken. Erst um 7 Uhr konnten wir die Mittagsmahlzeit einnehmen. Sehr müde und abgespant legten wir uns endlich zu Bett.

Der Sonntag, ein Tag der Ruhe und Erholung, war glücklich vorüber.



In der Hängematte zur Küste.

Dreihundert Kilometer von der Küste entfernt lag meine Faktorei im Innern Kameruns in dem gesegneten Jaundelande.

Die Namen unserer erfolgreichsten Kameruner Forscher sind mit dem Lande eng verknüpft. Kund, Morgen, Zenker nennt die junge deutsche Kolonialgeschichte. Was das Eigenartige dabei ist: keiner der Genannten war ein Assessor. Schade!

Seit vier Monaten hatte ich in Jaunde an der äußersten Grenze, bis zu welcher die europäischen Firmen des Südbezirks von Kamerun ihre Nebenfaktoreien vorgeschoben hatten, meinen Wohnsitz.

Im allgemeinen ist das Klima gesünder als an der Küste und im Urwaldgebiet, da das Land etwa 600 m über dem Meerespiegel und an der Grenze des Waldlandes liegt. Den Übergang von der eigentlichen Waldformation in das ausgesprochene Grasland nennt man hier gewöhnlich Parklandschaft.

Natürlich darf der geneigte Leser sich unter dieser Bezeichnung keinen Park englischen Stils vorstellen.

Der große dicke Urwald, der sich längs der Küste Kameruns als Ausläufer des Zentralafrikanischen Urwaldgebietes hinzieht, verliert in Jaunde seinen zusammenhängenden Charakter. Der Blick des Reisenden schweift freier über große Flächen, die von den arbeitsamen Eingeborenen angepflanzt werden, oder die zum Teil schon das charakteristische Elefantengras aufweisen.

Die Luft ist nicht mehr jene dumpfe, drückend schwüle des Urwaldes, sondern reiner und leichter, wenn auch die Quecksilbersäule des Thermometers an heißen Tagen waghalsige Kletterübungen unternimmt, wie sie im Waldlande nicht zu konstatieren sind.

In der Nähe der Militärstation, nur wenige Minuten davon entfernt, hatte ich meine Faktorei, so gut oder schlecht es ging, errichtet. Seitens des damaligen Stationschefs Leutnant v. Lottner, wurde ich, der ich ein Neuling im Lande, war, in denkbar liebenswürdigster Weise unterstützt. Ganz anders verhielten sich die weißen Vertreter der Firmen, die bereits Faktoreien hier hatten, mir gegenüber. Mit Mißtrauen betrachteten sie die neue Konkurrenz, und aus ihrem ganzen Gebaren sprach der blasseste Brotneid. Besonders einer unter den Leutchen tat sich rühmlich hervor, Ränke zu schmieden und Intriguen anzuzetteln.

So sind die Deutschen nun leider einmal. Anstatt gerade in unseren Kolonien eng zusammenzuhalten und einander das Leben nicht unnütz schwer zu machen, ist fast jeder bemüht, dem lieben Mitmenschen etwas anzuhängen.

Da die gütige Mutter Natur mich aber nicht zum stillen Dulder prädestiniert hat, und ich auch nicht einfältig genug war, den gleißenden Worten meiner Herren „Kollegen“

unbedingten Glauben zu schenken, so kann man ermessen, welches idyllische Leben zu meiner Zeit in Jaunde geführt wurde.

Vergebens habe ich mich damals oft gefragt, welches der eigentliche Grund der beständigen Eifersüchteleien in unseren Kolonien sei. Heut ist mir die Sache ziemlich klar.

Jeder da draußen fühlt sich groß und erhaben; jeder möchte gern mehr sein wie der andere. Ach, wenn ich doch nur die Hälfte von dem wäre, was so ein Unterbeamter in Kamerun zu sein glaubt, was wäre ich dann für ein großes Tier!

Wenn auch Jaunde für gesünder galt als die Küste, so spürte ich doch an meinem eigenen Leibe leider nichts davon. Von Kribi aus war ich schon krank nach dem Innern abmarschirt, und die Anstrengungen und vielfachen Entbehrungen, die ich naturgemäß durchzumachen hatte, schwächten meinen Körper sehr. Tagelang schüttelte mich das Fieber, und des Nachts floh mich der Schlaf. Leber und Milz waren dick angeschwollen; hohläugig, mit gelblichgrüner Gesichtsfarbe wankte ich umher, dazu ein verwundetes Bein, keine Medikamente und kein Verbandzeug, an ärztliche Hilfe überhaupt nicht zu denken.

Der Kontrakt mit meiner Firma enthielt zum Glück keinen Passus, der besagt hätte, daß es zu meinen Pflichten gehöre, in Jaunde jämmerlich zu verkommen. Da eine Besserung meines Zustandes unter den obwaltenden Verhältnissen nicht zu erwarten war, so hatte ich einen Eilboten zur Küste geschickt mit der Bitte um schleunigste Ablösung. Ehe ein Vertreter aber anlangen konnte, mußten im günstigsten Falle vier Wochen vergehen.

Währenddessen verschlimmerte mein Befinden sich von Tag zu Tag, so daß ich endlich nach weiteren vierzehn Tagen meinem weißen Assistenten die Verwaltung der Faktorei übergab und den Marsch zur Küste antrat. Allerdings wagte ich kaum noch zu hoffen, daß ich Kribi lebend erreichen würde.

Bei meinem Abmarsch war mir der Zufall insofern günstig, als zur gleichen Zeit eine Regierungskarawane von zweihundert Eingeborenen von dem Chef der Militärstation zur Küste gesandt wurde.

Eine Warenlieferung für die Station im Werte von über 12000 Mark, um die ich mich noch im Interesse meiner Firma beworben hatte, war mir übertragen worden. Darob natürlich bei den anderen leer ausgegangenen Firmen große Wut. Besagte Karawane sollte die bestellten Waren von der Küste herauftransportieren.

Begleitet von den herzlichen „Segenswünschen“ der zurückbleibenden Europäer trat ich meinen Marsch an.

Bald lag Nambelletown, das Dorf eines Jaunde=Großen hinter mir, und vor mir der weite Weg zur Küste, die ich lebend erreichen mußte, um den Kollegen in Jaunde die reine Freude, die sie bei der Nachricht von meinem Tode empfunden hätten, vor der Hand noch nicht zu gönnen.

Solche verwerflichen Gedanken erfüllten mich damals, und wenn ich heut die Symptome meines leidenden Zustandes einigermaßen richtig beurteilen kann, so glaube ich, daß die gereizte Stimmung, in der ich mich befand, zum Teil auf das Konto der Malaria zu setzen ist. Vulgär gesprochen litt ich einfach am Tropenfoller. Der liebe Leser lache nicht! Ein wahrer und echter Jünger Askulaps behauptete mir gegenüber einmal ganz ernsthaft, daß jeder, der

sich im lieben Deutschland mit dem bloßen Gedanken hege, in die Tropen zu gehen, schon am Tropenkoller leide. Der Mann mußte es wissen; war er doch Arzt und zwar — — in den Tropen!

Gegen Abend des ersten Marschtages erreichte ich mit der Karawane, die, obwohl sie aus im Dienst der Regierung stehenden Trägern bestand, meinem Befehl unterstellt war, den Ort Umbatown.

Umba, der größte und einflußreichste Häuptling im Jaundeland, war selbst anwesend und empfing mich in freundlicher Weise.

In seiner stolzen Ruhe mit dem gelben, scharfgeschnittenen Gesicht und der hohen muskulösen Figur hatte der Häuptling etwas Imponierendes und schien zum Herrscher geboren.

Unvergesslich ist mir ein weiter zurückliegendes Erlebnis, in dem Umba eine charakteristische Rolle spielte.

Ich befand mich in der Faktorei Hornemann, Agent der Firma Kandad & Stein, mit diesem selbst und einem dritten Weißen, einem Untergebenen Hornemanns, als Umba mit einigen seiner Leute hereintrat. Nachdem der Schwarze erst Hornemann, dann mich und endlich den dritten Europäer in seiner ruhigen und stolzen Weise begrüßt hatte, brachte er sein Anliegen vor. Es handelte sich um den Verkauf von Elfenbeinzähnen. Während der Unterhandlungen machte der weiße Assistent sich in schnoddriger Weise über Umba lustig. Obwohl dieser kein Wort Deutsch verstand, erriet er doch unschwer aus dem Mienenspiel des Betreffenden, daß sich derselbe auf seine Kosten amüsiere.

Ohne mit der Wimper zu zucken oder seinen Worten eine stärkere Betonung zu geben, fragte er Hornemann:

„Herr, seit wann ist es bei dir Sitte, daß unreife Burschen sich in das Gespräch von Männern mischen?“ Umba sprach im Jaunde=Dialekt, und wenn ich den Ausdruck „mungo“ hier mit „unreifer Bursche“ wiedergebe, so glaube ich eine sehr glimpfliche Verdeutschung zu geben.

In der Hütte dieses schwarzen Häuptlings wurde mir jetzt ein Lager bereitet.

Müde und matt legte ich mich nieder; meine Glieder waren bleischwer und die Beinwunde schmerzte heftig. Schon auf dem Marsche hatte ich das kommende Fieber verspürt. Bald trat auch der Schüttelfrost ein. Der Kopf brannte wie in höllischem Feuer, während der Körper vor Frost zitterte. In baumwollene Decken eingehüllt lag ich auf einer aus Palmblättern geflochtenen Matte zu ebener Erde. Wälzte ich mich auf die rechte Seite, so traten sofort heftige Leberschmerzen auf, lag ich auf der linken, so schmerzte die dick angeschwollene Milz. Auf dem Rücken zu liegen war auf die Dauer auch unmöglich, denn bald trat Atemnot ein; dazu quälte mich ein fortwährender Brechreiz, von dem ich hin und wieder nach Auswurf von Galle Erleichterung verspürte.

Ohne jede menschliche Hilfe lag ich so inmitten eines Negerdorfes, dessen Bewohner anderes zu tun hatten, als sich um den todkranken Weißen zu kümmern. Mein kleiner Jaunde=Boy, den ich zur persönlichen Bedienung mitgenommen hatte, kauerte stumpfsinnig zu Füßen des Lagers und reichte mir von Zeit zu Zeit heißes Wasser mit dem Saft ausgepresster Limonen vermischt.

Nach einer schier endlosen Zeit hörte das Frostgefühl auf und der Schweiß trat ein; mit ihm zugleich das eigent-

liche Fieber. Bald glühte ich am ganzen Körper. Das Blut zog siedend heiß durch die Adern und raste und pochte in den Schläfen. Ich sah phantastische Gestalten überall um mich her und meine Gedanken verwirrten sich mehr und mehr. Als unbeteiligte dritte Person befand ich mich gleichsam losgelöst von der irdischen Hülle und beobachtete mit neugierigem Auge den Fortschritt des Fiebers. Bald hatte ich das Bewußtsein gänzlich verloren.

Ehe noch der Morgen graute, erwachte ich in Schweiß gebadet; Anzug und Decken waren völlig durchnäßt. Zu meinen Füßen hockte noch die dunkle Gestalt meines Boys, in tiefen Schlaf versunken. Das Fieber war vorüber.

Nauke, der kleine schwarze Krankenwärter, war auf meinen Anruf schnell munter und wurde beauftragt, aus meinen Koffern frische Kleidung für mich bereit zu halten. Mühsam erhob ich mich; doch kaum stand ich aufrecht, als ich kraftlos zusammenbrach, die Beine konnten mich nicht mehr tragen, das Fieber hatte zu stark gewütet. Alle Versuche, ein paar Schritte zu gehen, scheiterten an der großen Schwäche, die mich überkommen hatte. Hilflos wie ein Kind mußte ich mich von meinem Diener umkleiden lassen.

Im Dorfe wurde es unterdessen lebendig. Die Leute waren erwacht und machten sich zum Weitermarsch bereit. Bald erschien die breite Gestalt des Häuptlings, um nach mir zu sehen, und mit Hilfe dieses Mannes und meines Boys schleppte ich mich vor die Hütte, wo der helle Morgen in den taufrischen Gräsern glitzerte. Jauchzende Schreie ausstößend flogen die Papageien über mir in der klaren Luft dahin. Kraftlos saß ich auf einem Baumstumpf und sah

den letzten Vorbereitungen der aufbrechenden Karawane teilnahmlos zu.

Amba, der sich entfernt hatte, kehrte nun mit einem gefüllten kleinen Gefäß zurück und bot mir daselbe zum Trinken. Da ich indes weder Hunger noch Durst spürte, wies ich das Gebotene zurück.

„Du mußt trinken, Herr; ich habe Medizin gemacht!“ sprach der Häuptling.

Mißtrauisch sah ich den Sprecher an. Wahrscheinlich hatte Amba diesen Blick falsch verstanden, denn zum Zeichen, daß er mir kein Gift reiche, trank er einen Schluck von der Mirtur und reichte mir dann den Rest. Schön schmeckte das Zeug nicht; bitter wie Galle floß es die Kehle hinab.

Ich ließ darauf durch Naufe die einzelnen Karawanenführer zusammenrufen und fragte sie, ob alles zum Aufbruch bereit sei und niemand mehr fehle. Zwei Mann wurden vermißt; Amba erklärte jedoch, er habe sie fortgeschickt, um einen starken Baumast herbeizuschaffen. „Du kannst nicht gehen, Herr,“ sagte er, „die Leute müssen dich tragen.“

Daran hatte ich noch garnicht gedacht. Es war aber nur zu wahr, daß es in meinem augenblicklichen Zustand ein Ding der Unmöglichkeit für mich war, nur wenige Schritte allein zu marschieren. Nach kurzer Zeit kamen die beiden entsendeten Neger zurück. Amba gab einem der Umstehenden einen kurzen Befehl, worauf der Betreffende eilends verschwand und bald mit einer Hängematte aus der Hütte des Häuptlings zurückkehrte. Schnell wurde das Ding an dem vorderen und hinteren Ende des Astes befestigt, zwei Mann nahmen es über die Schultern, und Amba lud mich

ein, in diesem wenn auch primitiven, so doch zweckentsprechenden Beförderungsmittel Platz zu nehmen.

Kaum lag ich ausgestreckt in der Matte, als die beiden Träger die Last emporhoben und sich mit mir in Bewegung setzen wollten. Auf einen gebietenden Wink des Häuptlings hielten sie nochmals an.

„Es sind meine Leute, die dich zur Küste bringen, Herr,“ sprach Umba zu mir, „ich habe ihnen befohlen, dich schnell und sicher hinunter zu tragen. Stirb nicht vorher auf dem Wege und vergiß nicht, den Leuten an der Küste ein Geschenk zu geben.“

Zu einem der Karawanenführer gewandt fuhr er in drohendem Tone fort: „Nimm dich des Weißen an. Du kennst mich!“

Ein kurzer Händedruck mit Umba, und die Leute setzten sich in Marsch, hinaus zum Dorfe, der Küste zu.

An meiner rechten Seite schritt der Hauptführer, zu meiner linken Nauke, mein Boy.

Wir befanden uns an der Spitze des Zuges und einer hinter dem andern gehend, marschierten die Schwarzen in langer aufgeschlossener Reihe hinter uns her. Alle halben Stunden wechselten meine Träger ab und neue traten an die Stelle der ersten. Der Führer und Nauke schafften stets den Ersatz zur rechten Zeit herbei. Hierdurch war es möglich, mit verhältnismäßig großer Geschwindigkeit vorwärts zu kommen. Auf kurze Zeit setzten sich die Leute wohl auch mit mir in Trab. Bei dieser Gangart wurde ich aber höchst unangenehm durchgeschüttelt und mußte vor allem darauf bedacht sein, daß mein verwundetes Bein, welches

heftig schmerzte, nicht zu sehr in Mitleidenschaft gezogen würde.

Gegen Mittag wurde in einem Dorfe Halt gemacht. Die Schwarzen kochten ab und nahmen ihre Mahlzeit ein. Für mich hatte der umsichtige Häuptling einige Hühner mitgegeben, und, wenn sie auch nach Negerart zubereitet war, so tat mir die hergestellte Brühe doch gut.

Mein eigener aus Jaunde mitgenommener Proviant bestand nur in einer Flasche Mehl, um mir unterwegs hin und wieder eine Suppe bereiten lassen zu können. Salz besaß ich überhaupt nicht. Ich war, um einigermaßen Geschmack in mein frugales Essen zu bringen, gezwungen, das Pulver aus meinen Patronen, die ich für die Büchse mitführte, als Speisewürze zu verwenden. So zog ich mit meinen Schwarzen fürbaß. Des Abends stellten sich kleine Fieberanfalle ein, die mich immer noch mehr schwächten, und dabei war eigentlich nichts vorhanden, was geeignet gewesen wäre, meinen Kräftezustand etwas zu heben. Hühnersuppe mit Schießpulver anstatt des Salzes, und einige Bananen, das war alles, was ich hatte, um mein Leben zu fristen.

Während bei Beginn des Marsches meine Wunde immerhin noch verhältnismäßig gutartig war, jauchte sie später und das rohe Fleisch nahm eine grünlichblaue Färbung an. Eine Knochenhautentzündung war hinzugetreten, und von Tag zu Tag fraß die offene Stelle weiter um sich.

So überschritten wir den Ujong und durchzogen auf kaum erkennbaren Pfaden das bergige Ugumbaland, bergauf, bergab, mitten durch den Urwald und gelangten endlich nach Solodorf. Hier war ich so erschöpft, daß ich einen Tag zu ruhen beschloß.

Es gab im Orte einige Faktoreien, und wieder war es diejenige von Randad & Stein, deren Vertreter mich freundlich aufnahm und mir Verbandzeug und Medikamente für meine Wunde zur Verfügung stellte.

Nach vierundzwanzigstündiger Ruhe ging es weiter. Der Weg bis nach Kribi dauert unter gewöhnlichen Umständen noch vier Tage. In der Hängematte legte ich ihn mit meinen Negern in zwei und einem halben zurück.

Die Reise sollte jedoch nicht zu Ende gehen, ohne daß mich noch ein Mißgeschick traf, das leicht sehr verderblich für mich hätte werden können.

Zwei Stunden hinter Bipindi, wo wir im Kanu den Sukundje überschritten hatten, gab es einen kleinen Fluß, den man auf einem von Ufer zu Ufer gelegten Baumstamm überschreiten mußte.

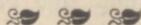
Seit einigen Tagen hatte die Regenzeit begonnen und die Wege waren dort, wo der Lehmboden zutage trat, sehr schlüpfrig geworden. Vorsichtig betraten meine Träger die primitive Brücke. Als wir die Mitte erreicht hatten — wir befanden uns etwa fünfzehn Fuß über dem Wasser — rutschte der hintere Träger auf dem glatten Stamme aus und stürzte in den Fluß hinunter; ich in der Hängematte natürlich ebenfalls, und der Vordermann kam auch zu Fall. Ehe es gedacht, befanden wir drei uns in dem angeschwellenen Wasser. Mit großem Hallo stürzten sich sofort die andern auf dem Baumstamm befindlichen Neger uns nach, allen voran der besorgte Karawanenführer. Man versuchte, mich möglichst rasch am anderen Ufer ans Land zu befördern. Dabei nahm die Gesellschaft aber auch nicht die geringste Rücksicht auf mein wundes Bein und verursachte

mir die heftigsten Schmerzen. Zwei Leute schleppten an jedem Bein, ebensoviel an jedem Arm; der Führer hatte mich um den Leib gefaßt, so gings das steile Ufer hinauf. Man zog, schob und schrie. Dabei ließen die Leute mich auf einmal an den Armen los, so daß mein Kopf im Wasser hing. Die Füße waren in die Luft gereckt; auf diese Weise zerrte die Bande an mir. Gott sei Dank gelangte ich endlich glücklich auf festen Boden, und der Führer war freudig überrascht, daß ich mein Leben noch nicht ausgehaucht hatte. Trotz aller Schwäche erfaßte mich der furor teutonicus, und einer meiner Retter, der gar zu sehr an meinem wunden Bein riß, erhielt eine schallende Ohrfeige, die ich mit den nötigen erklärenden Worten begleitete. Der Führer erbot sich nach mir gleichfalls über die Dummheit des Gemäßregelten und versetzte ihm seinerseits auch noch einige freundschaftliche Püffe.

Als ich am zehnten Tage meines Marsches abends um 8 Uhr unter strömendem Regen die breite Treppe der Hauptfaktorei meiner Gesellschaft in Kribi mit Hilfe von drei Schwarzen emporstieg und mit triefenden Kleidern und zerzaustem Haar und Bart unter die festlich tadelnden Europäer trat, unfähig mich aus eigener Kraft aufrecht zu erhalten, da sprach der Schrecken ob meines Unblicks aus allen Gesichtern.

Schwere Wochen der Krankheit kamen nun noch für mich, ehe ich mich auf einem heimfahrenden Dampfer nach Europa einschiffen konnte.

Bis an mein Lebensende werde ich aber an die Reise in der Hängematte zur Küste denken.



Où est la femme.

Nachdem ich von meinem Urlaub aus Deutschland wieder nach Kamerun zurückgekehrt war, übernahm ich die Leitung der Handels- und Plantagen-Gesellschaft Südwest-Kamerun, die in Dehane ihren Hauptsitz hatte. Ehe ich jedoch auf einige Erlebnisse aus dieser Zeit zu sprechen komme, möge der liebe Leser aus nachstehender wahren Geschichte ersehen, aus welchem Grunde manche Europäer nach Kamerun kommen.

Ein kühlender Wind wehte vom Meere über die Bucht von Victoria und lockte die europäische Bevölkerung auf die breiten Veranden ihrer Häuser. Die Glut des Tages war vorüber, und jeder beeilte sich, dem drückend heißen Zimmer zu entfliehen.

Es gibt keinen zweiten Punkt an der Westküste Afrikas, der von der Natur malerischer ausgestattet wäre, wie Victoria. Am fuße des Kamerungebirges mit seiner höchsten Erhebung, dem 4000 Meter hohen Mango Maloba liegt Victoria an der Bai gleichen Namens.

Das Land ringsum ist äußerst fruchtbar und ergiebig. Meilenweit erstrecken sich an den Abhängen des Gebirges entlang die großen deutschen Kakaoplantagen; und hat der europäische Pflanze die Woche hindurch von früh bis abends schwer gearbeitet, dann gönnt er sich des Sonntags die wohlverdiente Erholung und begibt sich nach Victoria,

wo er sicher ist, Kollegen von anderen Pflanzungen zu treffen. In dem einzigen Hotel des Ortes finden die Herren sich zusammen, und bei einem Glase deutschen Bieres tauscht man seine Erfahrungen aus, klatscht tüchtig und raisonnirt über den deutschen Reichstag, der so gar kein Interesse für unsere Kolonien zeigt.

Geschäftig eilten die schwarzen Boys umher, um die weißen Gäste des Hotels mit dem edlen Gerstentrank zu versehen. An einem der aufgestellten Tische hatten drei Herren Platz genommen; sie hielten sich abgesondert von den übrigen, und ihrer ganzen Art zu sprechen und sich zu geben, merkte man an, daß sie von guter Herkunft waren.

Herr von Werner, der älteste von den Dreien, mochte die Mitte der dreißiger Jahre erreicht haben; er war von hoher, breiter Gestalt, und in seinem ganzen Wesen lag etwas Sicheres, Zielbewußtes. Seine grauen Augen blickten kühl und spöttisch zuckte es um seine Mundwinkel, als er sich an den um einige Jahre jüngeren Herrn, Grassow, mit der Frage wendete, wie es ihm in den neuen Verhältnissen gefiele.

„Ach,“ stöhnte dieser, indem er sich mit seinem Taschentuch Kühlung fächelte und die dicken Schweißtropfen von der Stirn trocknete, „Himmel! Ist das wieder eine Hitze!“

„Ja, wenn Sie glaubten Polartemperatur hier vorzufinden, dann haben Sie sich gewaltig geirrt; aber mit der Zeit werden Sie sich schon an das bißchen Wärme gewöhnen, vorausgesetzt, daß Sie vernünftig bleiben und sich nicht etwa hinlegen und sterben,“ bemerkte sarkastisch von Werner zu seinem hochroten Gegenüber.

„Ach was, wer wird gleich ans Sterben denken,“ mischte

sich der Dritte der am Tisch Sitzenden, Schander, ins Gespräch. „Profit, meine Herren; auf allseitige Gesundheit.“ Die Gläser klangen zusammen, und man tat Bescheid.

„Was hat Sie eigentlich veranlaßt,“ begann Schander, sich an Grassow wendend, „den heimatlichen Penaten den Rücken zu kehren und in dieses gelobte Land zu kommen?“

„Von Hause aus bin ich Landwirt,“ erzählte der Aufgeforderte, „und hoffte, dereinst das Gut meines Vaters übernehmen zu können. Als mein Vater starb, — meine Mutter war ihm schon in die Ewigkeit vorangegangen — und ich als einziges Kind das Erbe antreten wollte, da stellte es sich heraus, daß so gut wie nichts mehr vorhanden war. Schlechte Ernten, niedrige Preise, Krankheiten unter dem Vieh, dazu die hohen Hypotheken auf dem Grundstück, mit einem Wort, das Gut war nicht mehr zu halten. Da ich kein Betriebskapital aufreiben konnte, verkaufte ich die Besitzung, befriedigte die Gläubiger und befand mich vis-à-vis de rien. Ewig als Inspektor herumlaufen, ohne Aussicht auf eine einigermaßen gute Zukunft, mochte ich auch nicht, und so kam ich nach Kamerum, da man es hier doch noch zu etwas bringen kann.“

„Konnten Ihre Gutsnachbarn Ihnen denn nicht das nötige Kapital vorschießen?“ fragte Schander.

„Ja, einer hätte es wohl gekonnt; der wollte aber nicht, weil — — — — —“

„Warum denn nicht?“ inquirierte Schander weiter.

„Weil er, — — nun, weil seine Tochter — —. Doch das sind Familienangelegenheiten,“ wehrte Grassow ab.

„Tochter! Familienangelegenheiten?“ Herr von Werner pfiff durch die Zähne; „kann mir denken!“

Grassow wurde ganz verlegen.

„Ihnen, meine Herren, will ich's gestehen. Ich war mit der Tochter unseres Gutsnachbarn heimlich verlobt. Ehe ich mich den Eltern meiner Braut offenbart hatte, starb mein Vater, und die Katastrophe brach herein. Was sollte ich tun? Von meiner Braut konnte und wollte ich nicht lassen; ich ging zu ihrem Vater, und — — — —“
„erhielt von Vater und Tochter die Tür gewiesen,“ fiel von Werner dem Sprechenden ins Wort, „kenne das!“

„Zuerst wollte der alte Herr absolut nichts von einer Verbindung seines Kindes mit mir wissen. Da aber Edith ihrem Vater erklärte, sie wolle nur mich zum Mann und nehme keinen andern, und auch ich fest bei meinem Entschluß verharrte, so gab mein früherer Nachbar unsern Bitten unter der Bedingung nach, daß wir erst nach drei Jahren heiraten dürften, wenn unsere Gefühle dann noch dieselben seien. Nun, Edith und ich sind noch jung, und die drei Jahre werden schnell vergehen. Hier in Kamerun hoffe ich mir in der Zeit ein kleines Sümmchen sparen zu können, damit ich nicht ganz mit leeren Händen vor meinen Schwiegervater trete.“

„Und Sie glauben, bester Herr Grassow, die junge Dame könnte nicht anderen Sinnes werden?“ fragte spöttisch von Werner. „Bedenken Sie, drei Jahre; drei lange Jahre.“

„Nein, niemals! Edith liebt mich.“

„Nah, die Liebe eines Weibes! sagte wegwerfend von Werner. „Na, in Ihrem Interesse wünsch ich Ihnen alles Gute, aber — — —“

„Da gibt es kein Aker, Herr von Werner,“ unterbrach Grassow den Sprechenden, „ich kenne Edith.“

„Auch ich kenne die Frauen, mein Bester; glauben Sie mir, ich kenne sie; besser vielleicht als Sie. Wer mir an meiner Wiege gesungen hätte, ich würde einst als Pflanzler in Kamerun mein Brot finden, den hätte ich für geistig gestört gehalten. Ein Luftkurort ist das Land wahrlich nicht, und wer hierherkommt, der will verdienen, und mancher auch vergessen. Letzteres brauche ich nicht mehr, und das erstere tue ich wie Sie und die übrigen Europäer, Freund Schander ausgenommen, der ist ein Unikum. Sie sind mit der Hoffnung auf eine glückliche Zukunft hergekommen; diese Hoffnung beruht auf der Liebe einer Frau; wieviel die Liebe eines Weibes aber wert ist, mögen Sie selbst beurteilen:

„Vor sieben Jahren war ich ein junger, lebenslustiger Mensch, war ein flotter Kavallerieoffizier, gern gesehen bei den Kameraden und kein Spielverderber. Außer dem kleinen Vermögen meiner verstorbenen Eltern besaß ich keine Reichtümer. Ich lernte die Tochter eines angesehenen Patriziers unserer Garnisonstadt kennen, und wir liebten uns. Wir schwuren uns ewige Liebe und Treue; jawohl; ewige Treue! Der Alte konnte sich zwar mit meinem Wesen nicht recht befreunden, gab aber seine Einwilligung zu unserer Verlobung.

„In meinem Regiment stand ein lieber, prächtiger Mensch, er war mein Freund. Rechnen konnte er nicht, und leichtsinnig war er vielleicht auch mehr wie nötig. Als Kavallerist und passionierter Rennreiter war er ein ausgesprochener Pferdenarr, und der grüne Teppich war seine Leidenschaft. Aber mein Freund war er doch.

„Oft schon hatte sein Vater nicht unbeträchtliche Summen

für ihn hergegeben, um ihn aus den Händen der Manichäer zu befreien. Ich, der ich als Bürge, — nur der Form wegen, wie mir die Halsabschneider versicherten, — auf seine Wechsel meine Unterschrift setzte, ahnte nicht, daß die Sache schlimm enden sollte. Der Vater meines jungen Kameraden konnte oder wollte nicht mehr bezahlen; die Gläubiger wandten sich an mich, und drohten mit Anzeige beim Kommandeur, der ziemlich streng in solchen Sachen dachte. Kurz, ich gab mein Geld hin — er hätte es für mich auch getan. Bei der Kavallerie konnte er nicht mehr bleiben, und kam um seine Versetzung zu einem Infanterie-Regiment ein.

„Mein Schwiegervater in spe, der Wind von der Ungelegenheit bekommen hatte, und dem ich zugestehen mußte, daß mein Geld fort war, nannte meine Handlung eine unglaublich leichtsinnige, und zog seine Einwilligung zu meiner Heirat mit seiner Tochter zurück, da er die Zukunft seines Kindes einem leichtsinnigen Menschen nicht anvertrauen könne. Ich berief mich auf das Jawort seiner Tochter, und versprach, den bunten Rock auszuziehen und einen Broterwerb zu suchen. Er blieb bei seinem Nein.

„Und meine Braut? Wissen Sie, meine Herren, was sie tat? Meine Braut, die mir ewige Liebe und Treue geschworen, gab mir mein Wort zurück, da sie ohne die Einwilligung ihres Vaters mein Weib nicht werden könnte! Noch glaubte ich nicht recht an die Halsstarrigkeit des Alten. Ich kam hierher, um mir durch eisernen Fleiß eine Position zu erringen. Es glückte. Nach drei Jahren kehrte ich nach Deutschland zurück; ich eilte in meine frühere Garnison und fand meine Braut — — als die glückliche

Frau eines anderen. — Was sollte ich nun noch in der Heimat? Der Boden hier war mir lieb geworden, und so kam ich zurück.“

Grassow wollte teilnehmend die Hand von Werners fassen, doch beinah rauh stieß derselbe sie von sich.

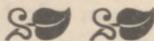
„Nicht um Ihr Mitleid zu erregen, erzählte ich Ihnen die Sache, sondern um Ihnen zu beweisen, wie weit man sich auf die Liebe einer Frau verlassen kann.“

„O, diese Weiber!“ seufzte in komischer Verzweiflung Schander. „Sehen Sie, meine Herren, die Frauen sind auch mein Unglück!“

Wohlhabend und alleinstehend wie ich bin, mußte ich vor meiner Tante flüchten, die sich's in den Kopf gesetzt hatte, mich mit ihrer Tochter zu verheiraten.

Zu welchen Mitteln ich meine Zuflucht schon haben nehmen müssen, um diesem Heiratsprojekte zu enttrinnen, davon haben Sie keine Ahnung. Endlich kam ich auf den genialen Einfall, mich hier zu verbergen. Nach einem Jahre gehe ich nach Süd-Amerika und kaufe mir eine Pflanzung, denn auf die Dauer ist es mir hier zu ungesund. Gott gebe, daß man mich in Amerika nicht verheiraten will! Ja, ja, die Weiber!“

Werner und Grassow lachten über die komische Verzweiflung Schanders, und bestellten bei den Boys eine neue Auflage Bier.



An den Ufern des Njong.

Ich kam aus der Landschaft Mabea von dem Dorf Ibea, vier Stunden oberhalb der Lukundjemündung; fünf Tage hatte ich dort gewohnt und meine schwarzen Händler revidiert. Daß so etwas nicht ohne eine gehörige Dosis Ärger abläuft, wird mir jeder bestätigen können, der jemals ähnliche Inspektionsreisen unternommen hat.

Doch solche Revisionen zu unterlassen, nur um Verdrießlichkeiten aus dem Wege zu gehen, wäre vom allergrößten Nachteil für meinen Handel gewesen. Nicht allein, daß man den Händlern absolut nicht trauen darf und ihnen fortwährend auf die Finger sehen muß, ich hatte auch mit einer sehr rührigen Konkurrenz zu rechnen, deutschen und englischen Firmen, und wer da nicht auf dem Platze war, der konnte leicht ins Hintertreffen geraten.

Meine Stimmung war also keine rosige, als ich mit meinen sechzehn Leuten wieder in Klein=Batanga anlangte, um von hier die Rückreise nach Dehane im Kanu auf dem Njong zu machen. An beiden Ufern des Flusses von dem Küstenplatze bis hinauf an die Dumontsfälle nach Dehane hatte ich gleichfalls kleine Faktoreien mit Schwarzen besetzt, die Palmöl, Palmkerne, Kopal, Kautschuk und Kalabar=

bohnen für mich auffaufen sollten. Bei verschiedenen mußte ich noch Stoc*) nehmen, und es war so gut wie sicher, daß ich Unregelmäßigkeiten entdecken würde.

„Aber wartet nur,“ dachte ich; „ich will euch schon zeigen, daß ihr Rum und Tabak zum Handeltreiben von mir bekommen habt und nicht zu eurem Privatgebrauch.“

Noch ahnte keiner von den ungetreuen Haushaltern, daß ich so schnell zurückkommen würde, denn wohlweislich hatte ich das Gerücht ausgestreut, daß vor zwei Wochen nicht an meine Heimkehr zu denken sei.

Mein in Klein=Batanga untergebrachtes Reisekanu wurde schnell flott gemacht; in die Mitte kam wie stets die mit einem verstellbaren Kopfkissen versehene Matraze, darüber das aus geölter Leinwand bestehende Regen= und Sonnen=dach. So geschützt gegen plötzlich auftretenden Tornado und die heiße Tagesglut ist eine längere Wasserfahrt wohl zu ertragen. Vor mir saßen sieben Schwarze leichteren Gewichts, hinter mir die neun anderen, jeder mit einer gestielten, länglich herzförmigen Paddel zum Rudern versehen. Alegobane, mein Koch und Faktotum, führte das Steuer.

Der Fluß ist infolge der zahlreichen Krokodile nicht un= gefährlich, und wenn die Tiere auch nicht gerade herdenweise auftreten, so hat doch schon mancher Schwarze durch sie sein Ende gefunden.

Fälschlicherweise nennt man das Krokodil in Kamerun Alligator und spricht den Namen englisch aus. Unter Alligator versteht der Zoologe aber eine besondere Gattung von Krokodilen, die ausschließlich Amerika bewohnt. Dieser

*) Bestand des Warenlagers prüfen.

Alligator oder Kaiman greift den Menschen nicht an, ist kleiner wie das Krokodil und hat zwischen den Zehen der Hinterbeine nur eine halbe Schwimnhaut.

Besonders zu fürchten sind die Flußpferde, die ebenfalls häufig im Ujong zu finden sind und zwischen den Inseln und in den engen Krick's leben. Die Flußpferde sind neben den Büffeln die gefährlichsten Tiere Kameruns. Wo und wann immer sie auf den Menschen treffen, nehmen sie ihn sofort an. Ich selbst kann ein Lied davon singen.

Sollte ein Leser etwa den Wunsch hegen, eine Jagd auf so einen Dickhäuter zu unternehmen, so möchte ich als alter Praktikus ihm doch raten, es lieber zu unterlassen und sich ein Beispiel an jenem kühnen Bezirksamtmanne zu nehmen, von dem die Sage in Kamerun folgendes zu melden weiß:

Assessor X., ein kommissarischer Bezirksamtmanne und mächtiger Mann, nahm einmal Veranlassung, sich einige Gegenden seines Verwaltungsbezirks anzusehen. Leicht wurde ihm dieser Entschluß nicht, denn wer konnte wissen, ob ihn das verfluchte Fieber auf der Expedition nicht zu fassen bekam? Die Malaria schert sich nämlich den Kuckuck um einen Assessor, und alle Paragraphen des Strafgesetzbuches erweisen sich wirkungslos dagegen. Weit sollte die Reise denn auch nicht gehen; nur so ein bißchen zu Pferde die Küste entlang, von einem Ort zum anderen, wo die meisten von Europäern geleiteten Faktoreien sich befinden, und wenn es hoch käme, im Regierungskutter ein Stückchen den Fluß hinauf, damit man auch „das Innere“ kennen lernte. Ab und zu würde man auch den passionierten Jäger hervorkehren können, wenngleich daheim das Renomme als Schütze kein besonders rühmliches war. Und wenn man es in seiner einsamen

Größe wirklich einmal langweilig finden sollte, so gab es ja in den Schutztruppen-Offizieren Leute, mit denen man allenfalls reden konnte. Kurzum, man würde seine Würde bewahren und andere von seiner Macht und Herrlichkeit überzeugen. Lästliche Zungen behaupteten zwar, Assessorchen leide am Größenwahn. Das war natürlich eine Verleumdung; aber so einen ganzen kleinen Tropenkoller hatte er entschieden.

In Klein-Batanga stieg dieser Herr also in tadellosem Tropenanzug ins Boot und nahm zwei weiße Kaufleute als Reisebegleiter und Führer mit. Seine aus zwölf Polizistsoldaten bestehende Leibgarde mußte sich in der Arbeit des Ruderns abwechseln. Langsam bewegte sich das Fahrzeug stromaufwärts und der Herr Assessor ließ vor seinen Begleitern das helle Licht seines Geistes in kolonialpolitischen Gesprächen leuchten. Plötzlich wies einer der Mitfahrenden auf ein Flußpferd, das sich am Ufer zeigte. Im Nu hatten die beiden Kaufleute ihre Repetierpüschbüchsen in die Höhe gerissen, um den Dickhäuter mit ein paar Kugeln zu begrüßen. Doch der Herr Assessor: „Am Gottes willen! Halten Sie an! Legen Sie doch die Gewehre weg!“

Die beiden andern sahen den Aufgeregten erstaunt an und vergaßen darüber zu schießen.

Das Nilpferd staunte den im Boote sitzenden Assessor an, als wäre Macbeths Geist ihm erschienen; dann blinzelte es verschmitzt den beiden Kaufleuten zu und verschwand achselzuckend im Dickicht.

„Meine Herren! Wie konnten Sie nur schießen wollen! Kennen Sie denn nicht die Gefahren einer Flußpferdjagd?“

Ihre Kugeln prallen ja an dem dicken Fell wirkungslos ab! Oder waren Sie Ihres Schusses etwa sicher?" Also der Bezirksamtman.

Die beiden andern blickten ihn ärgerlich an und der eine antwortete: „Wenn Sie versuchen wollen, ob ich meines Schusses auf 50 Meter sicher bin, so stellen Sie sich mal auf und strecken Sie die Hand mit gespreizten Fingern empor; und wenn ich Ihnen nicht mit fünf Kugeln die obersten Fingerglieder einzeln wegschieße, dann müßte es mit dem Kuckuck zugehen. Daß die Dreiviertel=Mantelgeschosse auch an einem Flußpferd nicht abprallen, dafür garantiere ich Ihnen.“

Hier endet die Sage. Der Herr Assessor erzählte aber später jedem, der es hören wollte, seine Jagdabenteuer auf Nilpferde, wobei er nie besonders zu betonen vergaß, daß nur durch sein schnelles und entschlossenes Eingreifen das Leben von drei Europäern gerettet worden war.

Nach halbstündiger Kanufahrt erreichte ich die Dörfer des „Königs“ Diseppe. In seinen Zivilverhältnissen war er Händler in meinen Diensten, und seine königliche Würde hinderte ihn niemals daran, mich zu betrügen, wo er nur konnte.]

Wie eine platzende Bombe wirkte meine unerwartete Ankunft in seiner Residenz.

Seine Majestät saßen nämlich im Kreise einiger Freunde und Gesinnungsgenossen und vertilgten gerade den letzten Rest Rum, den er zum Handeln von mir bekommen hatte.

„Oë, Massa!“ war alles, was er vor Staunen und Schreck hervorbringen konnte.

„Was tust du da? Warum trinkst du meinen Rum, Spitzbube?“ fragte ich ihn.

„Meine Brüder haben mich besucht, Herr, und da haben wir bloß von dem Rum gekostet!“

Jawohl, gekostet hatten die Brüder, und zwar so lange, bis nichts mehr da war.

Zweimal schon war Diseppo von mir des Diebstahls und Betruges überführt worden und immer hatte ich von einer Anzeige bei der Behörde Abstand genommen, da er mir Besserung gelobte.

Was sollte ich nun tun?

„Well, Diseppo! Du kommst mit nach Dehane und wirst auf der Pflanzung so lange arbeiten, bis du mir den Schaden ersetzt hast, den ich durch deine Betrügereien erlitten habe.“

Dazu hatte der Herr aber gar keine Lust und widersetzte sich meinem Vorschlage energisch. Am Ende versuchte er es mit Frechheit und meinte höhnisch, ich solle ihn doch anzeigen, dann würde ich schon sehen, wer Recht bekäme. Der Bezirksamtmanu glaube einem Schwarzen mehr wie einem Weißen.

„Innerhalb von acht Tagen lieferst du mir alle Waren zurück, sonst — — —“, eine fürchterliche Drohung, und ich stieg wieder ins Kanu, um meine Fahrt fortzusetzen.

In bequemer Lage ausgestreckt sog ich den aromatischen Duft einer Zigarre ein und ließ meine Gedanken jenen leichten Flug ins Wesenlose unternehmen, den man mit dem schönen Ausdruck bezeichnet: Ich dachte an nichts.

Meine Leute bewegten taktmäßig ihre Paddeln und Allegobane sang dazu:

„Diseppe, armer Schwarzer,
Du ahnst nicht, daß wir kommen,
Oë, Diseppe, Diseppe!
Dein Magen zitterte vor Schreck,
Als du uns sahst in dem Dorfe.
Oë, Diseppe, Diseppe!
Dein Maul ist so groß und weit
für den Rum und schlimme Worte
Oë, Diseppe, Diseppe!“

Und so ging es in freier Erfindung endlos weiter; den Refrain sangen alle Leute mit, wobei die Paddeln mit doppelter Kraft gehandhabt wurden.

Mein nächster Revisionsbesuch galt Malanda, dem wohlbestellten „Oberkönige“ von Klein-Batanga und den umliegenden Ortschaften. Er war ein kleines quecksilbriges Kerlchen, das sich die Vorteile der Zivilisation zunutze gemacht hatte und Hosen und Jackett über einem schauerlich schön gemusterten Hemd trug; auf dem Kopf saß ihm ein Strohhut mit breitem roten Band und an den Füßen sogenannte slippers.

„Morning, Massa! J'm very glad to see you, fine weather to-day, indeed,“ begrüßte mich der Kleine, dem man mein Kommen schon gemeldet hatte, als ich bei seinem Dorf ans Land gestiegen war.

„Na, Malanda, bist wohl erstaunt, mich zu sehen? Hast du etwa kein gutes Gewissen, alter Knabe?“

„Oë, Massa! Ich bin doch kein Dieb, kein Buschnigger; ich bin Malanda!“

„Gut. Wollen sehen.“

Die Revision fiel befriedigend aus. Es fehlte zwar ein kleiner Warenposten an dem Bestande, allein der Mann

schwur hoch und heilig, er habe Leute mit den Waren in ein anderes Dorf geschickt, um Palmkerne zu kaufen.

Nach einigen väterlichen Ermahnungen meinerseits schüttelten wir uns zum Abschied die Hand, und es ging weiter.

Malanda schickte wahrscheinlich ein Dankesgebet zum Himmel und dachte: „Na, das wäre wieder mal glücklich überstanden; ein paar Tage habe ich nun hoffentlich vor dem Menschen Ruhe.“

„Allegobane!“ rief ich meinen Steuermann an.

„E ata“ — ja, Herr — schallte es zurück.

„Allegobane, erzähle etwas.“

Mein Faktotum fühlte sich sehr geschmeichelt, denn er grinste über das ganze breite Gesicht.

„Wirst du mich aber auch verstehen, Herr, wenn ich mit meiner Zunge rede?“ Gemeint war in der Landessprache.

„Was ich nicht verstehe, frage ich.“

„Oë, Herr! Du darfst nicht immer fragen; dann ver-
geße ich, was ich sagen will.“

„Gut. Also fang an.“

Monoton und leise begann er:

„Wir Bafoko sind ein großes Volk. Sieh uns an, sieh unsere Arme und Beine; sind sie nicht kräftig? Wir gehen viele Stunden und werden nicht müde. Unser Magen ist groß, und die Frauen müssen viel arbeiten, um ihn zu füllen. Viele viele Monde sind vergangen, und die Palmen, die jetzt Früchte tragen, waren noch nicht geboren; selbst die Mütter und Großmütter der heutigen Palmen lebten noch nicht; da lebten wir an einem großen breiten Wasser, weit, weit von

hier entfernt. Wir hatten keine Kleider wie jetzt, und der Weiße war noch nicht in unser Land gekommen.

„Unser Kofuma*) war groß und stark und hatte hundert Frauen, hundert Söhne und hundert Töchter. Die Söhne aber liebte er nicht, weil es keine Töchter waren. Alle Völker fürchteten uns; denn wir waren viele Menschen und führten viele Kriege und bekamen viele Gefangene, die unsere Sklaven sein mußten, und die für unsern Magen arbeiteten.

„Einst wurde ein großes Fest gefeiert und alle tranken viel Membo.**) Da sagte der Kofuma, daß der Zauberer nicht gut getanzt habe und schon zu alt sei. Der Zauberer aber sagte „Nein,“ und beide zankten sich, bis der Häuptling einen Speer nahm und ihn dem Zauberer in den Bauch stieß.

„Der Getroffene schrie und heulte, und das Blut spritzte bis an den Mond, und der Mond löschte aus und es wurde ganz dunkel. Alle Bakoko fürchteten sich sehr, denn dies war ein schlimmes Zeichen. Der Kofuma aber lachte und tötete den Zauberer ganz. Hierüber wurden alle Bakoko sehr böse, aber sie konnten den Tod nicht wieder lebendig machen und sie fürchteten sich vor dem Kofuma.

„In der andern Nacht war das Blut wieder vom Monde gefallen auf den Häuptling, und der böse Mann war tot.

„Der tote Zauberer war aber noch sehr ergrimmt, und schickte schlimme Tiere zu den Bakoko, die hatten vier Beine und zwei Arme, und die Tiere töteten viele viele Bakoko.

*) Häuptling.

**) Palmwein.

Die andern Bakoko mußten weggehen, denn die schlimmen Tiere blieben im Lande.

„So kamen die Bakoko dahin, wo sie jetzt sind, aber das ist schon lange lange her.“

Allegobane hatte geendet, und im Kanu erhob sich eine lebhaftere Diskussion über das Gehörte. Meine Leute vergaßen dabei das Rudern und es bedurfte einiger dringender Ermahnungen an sie. Es half jedoch nur für kurze Zeit, dann fingen sie wieder an zu bummeln und ihre Ansichten auszutauschen, doch — „Ihr sollt mich hören, stärker beschwören“! Ich wurde grob, sehr grob. Das zog, und gegen 5 Uhr nachmittags erreichte ich meine Faktorei Jawania, die James Genguë verwaltete.

Die Eröffnung dieser Faktorei war mir seinerzeit von einem in Etima stationierten Weißen, dem Angestellten einer anderen firma, als Bosheit ausgelegt worden. Mich focht das aber wenig an, und ich habe die Anlage dieser Faktorei nie bereut, denn sie lieferte, dank der Tätigkeit des schwarzen Händlers, sehr gute Erträge.

Der freundliche Leser vermag sich kaum vorzustellen mit wie neidischen Blicken ein deutscher Kaufmann in Kamerun von seinen Kollegen betrachtet wird, wenn er gute Geschäfte macht, und etwas weiter zu denken imstande ist, als nur von heute auf morgen.

Mit Befriedigung konstatierte ich auch diesmal wieder die Mengen von Palmkernen und Kopal, welche James Genguë eingehandelt hatte, und verließ ihn mit dem Auftrag, die Produkte möglichst bald in Dehane abzuliefern und bei dieser Gelegenheit seinen Warenbestand zu ergänzen.

Die Abfahrt erfolgte mit der hereinbrechenden Dunkelheit, und da die Entfernung von Jawania bis Dehane drei gute Stunden beträgt, so war es neun Uhr des Nachts, als ich meine Haupt-faktorei glücklich erreichte.

Je früher man in den Tropen zu Bett gehen kann, und je länger man schläft, desto besser für die Gesundheit.

Wenn ich keine dringenden schriftlichen Arbeiten zu erledigen hatte, wie etwa Übertragen der Bücher, oder Berichte nach Deutschland, so ging ich gewöhnlich schon gegen acht Uhr schlafen. Die Tagesarbeit, das fortwährende Umhergehen in den Faktoreigebäuden und den Pflanzungen, dazu die drückende Hitze, ermüden sehr, so daß man froh ist, wenn das Tagewerk hinter einem liegt. Glücklich wer dann im Schlafe Erholung findet, und nicht zu allerhand Schlafmitteln zu greifen braucht, die wohl für kurze Zeit helfen, aber bald ganz versagen. Regelmäßig, ohne Erzeße leben, und tagsüber tüchtig arbeiten, dann wird jeder Gesunde erquickenden Schlaf haben. Das vielbeliebte Nachmittagschläfchen ist in den Tropen entschieden zu verwerfen.

Meine Faktorei lag an dem rechten Ufer des hier sehr tiefen, ungefähr 80 Meter breiten Njong, der weiter oberhalb das Randgebirge durchbricht und die von Zöllner nach der Kölnischen Patrizierfamilie benannten Dumontfälle bildet.

Selbst beim höchsten Wasserstand zu Ende der großen Regenzeit, Ende Oktober und Anfang November, trat der Fluß hier nicht über die Ufer.

Das Wohnhaus, auf erhöhtem zementierten Fußboden aus Wellblech aufgebaut, enthielt drei Zimmer, Schlafraum, Eßzimmer und Bureau, von wo aus ich durch das Fenster

meine beiden Lagerhäuser im Auge behalten konnte, die ebenfalls Wellblechwände hatten, und, wie das Wohngebäude, zweimal jährlich mit Kalk geweißt wurden.

Auf der linken Seite des Njong, mir gegenüber, lag die von Herrn Schulz geleitete Nebenfaktorei einer Hamburger Firma. Theodor Schulz war Mecklenburger, alter Küster, und der einzige, der mir fühlbare Konkurrenz machte. Das hinderte uns aber nicht, freundschaftlich miteinander zu verkehren, und uns gegenseitig zu unterstützen, wo wir konnten.

Im Handel suchte einer dem andern zuvor zu kommen, und wenn ich heut an manches lustige Erlebnis zurückdenke, was sich aus unserm Wettbewerb ergab, so freue ich mich der vergangenen Tage und erinnere mich ihrer gern. Denn dieser Kampf blieb bei allem Ehrgeiz und aller Gerissenheit doch stets gentlemanlike, was ich leider nicht immer von dem Verhalten der andern Europäer sagen konnte. Ein Beispiel: Schulz kaufte anfangs keine Palmkerne; als er aber von mir hörte, daß ich mit dem Verdienst der gekauften Kerne meine sämtlichen Unkosten decken konnte, wurde er stutzig. Er sagte zwar nichts, ging aber hin und kaufte ebenfalls Kerne, was ich sofort an dem weniger großen Angebot in meiner Faktorei merkte. Durch dieses Manöver lernte ich meinen Nachbar kennen, und unser Kampf begann, und endete erst, als ich Dehane verließ.

Da die Faktorei des smarten Mecklenburgers entschieden günstiger für den Tortrade lag, als meine, ich aber nicht auf die Palmkerne verzichten wollte, so besetzte ich innerhalb von acht Tagen den ganzen Fluß von Dehane bis Klein-Batanga mit schwarzen Händlern. Jetzt war es Schulz, der sich über

das Ausbleiben der Kerne wunderte, bis er meinen Schachzug entdeckt hatte, und sich nun gezwungen sah, falls er nicht auf die Kerne verzichten wollte, ebenfalls neue Händler zu engagieren. Da die meinigen aber bereits eingearbeitet waren, und auf den günstigsten Plätzen saßen, so blieb ich immer noch etwas im Vorteil, auch kannte ich Land und Leute länger wie er.

Die Faktorei mit allen ihren Bewohnern genoß allmorgendlich um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr die Ehre, von mir höchst eigenhändig durch anhaltendes Läuten einer großen Glocke aus dem Schlafe geweckt zu werden, auf daß mit dem Schlage sechs ein jeder an seiner Arbeit sei. Mein Assistent war leider ein prinzipieller Gegner des Frühaufstehens; doch konnte ich ihm, zumal mir von jeher jegliche Prinzipienreiterei verhaßt ist, nicht helfen. Um sechs Uhr, spätestens ein Viertel nach sechs wünschte ich ihn auch an der Arbeit zu sehen. Mein Tageslauf, falls nicht besondere Vorfälle Abwechslung hineinbrachten, war gewöhnlich ungefähr folgender.

Nach dem Frühstück verließ ich, das Gewehr auf dem Rücken, die Faktorei in Begleitung meines Hundes und begab mich nach den Pflanzungen, wo die Leute unter Aufsicht von Vorarbeitern schon bei der Arbeit sein mußten. Ein Teil reinigte Wege, ein anderer sah die jungen Pflanzen auf Ungeziefer nach und entfernte das üppig emporstehende Unkraut, wieder eine andere Kolonne legte Bäume nieder und bereitete den Boden für Neuanpflanzungen vor. Überall muß man selbst nach dem Rechten sehen und persönlich Anleitung geben.

Gegen $\frac{1}{2}$ 9 kehrte ich dann meistens in die Faktorei zurück und brachte, wenn Diana mir hold gewesen, irgend

etwas Gutes für die Küche mit, einen Fasan, eine Antilope, ein paar Wildhühner oder dergl.; darauf wurde das zweite Frühstück eingenommen.

Noch hatte ich eines schönen Tages kaum den letzten Bissen herunter, als mir mein Boy S. Majestät den regierenden König von Dehane, Herrn Pagelan, meldete, der mich in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche. Ich beschied ihn, daß er warten solle, da ich meine Mahlzeit in Ruhe beenden wollte. Daß er kam, war mir ganz lieb, da auch ich Verschiedenes mit ihm zu erörtern hatte.

Pagelan war seinem Vater Akamang in der Regierung gefolgt und hatte als dessen Erbe auch die Frauen seines Erzeugers übernommen. Elf Weiber sangen heulend die Totenklage, und die trauernden männlichen Anverwandten des verstorbenen Häuptlings wurden acht Tage lang nicht nüchtern, denn so ein Toter muß gefeiert werden. Ich wage nicht zu entscheiden, ob ein solches Totenfest von den Hinterbliebenen als trauriges oder freudiges Ereignis gefeiert wird; eine Gelegenheit zum enormen Trinken und Schmausen ist es jedenfalls, und eine solche Gelegenheit nimmt jeder Schwarze stets wahr. Für den toten Akamang ward hinter seiner Hütte eine mannestiefe Grube gegraben und der Tote hineingebettet. Nachdem die Grube mit Erde ausgefüllt und dem Boden gleichgemacht war, errichtete man zu Häupten der Grabstätte eine Stange, woran die Kleidungsstücke des Verstorbenen und sonst noch allerhand Lappen aufgehängt wurden; je mehr desto besser; denn dadurch wird der Reichtum des Verstorbenen dokumentiert.

Pagelan erwartete mich auf dem Hofe, da jedem Schwarzen, mit Ausnahme meines Kochs und der Stewards,

die darin zu tun hatten, das Betreten des Wohnhauses verboten war.

Kaum hatte Pagelan mich erblickt, als er mit großen Schritten auf mich zu stolziert kam, und sofort eine lange Rede hielt, in der er meine Liebenswürdigkeit, Großmut und andere Tugenden gebührend pries und mir immer aufs neue versicherte, wie sehr er sich freue, mich so wohl und munter und in guter Laune zu sehen. Das alles brachte er jedoch mit einem Gesicht vor, als hätte er eben eine Schachtel Wagenschmiere verschluckt.

Die Einleitung war vielversprechend. Der Kerl kam gewiß wieder betteln.

„Du weißt, Herr,“ fuhr er fort, „ich bin Pagelan, der Häuptling in Dehane, und alle kommen zu mir, und ich muß ihnen helfen und raten, und wenn du nicht aus und ein weißt, dann ruffst du Pagelan, und Pagelan kommt und hilft dir, denn er liebt dich, und du bist reich und hast viele Waren und eine große Faktorei. Heut will ich dir wieder helfen, obwohl du mich nicht gerufen hast, aber du mußt auch verständig sein und dir helfen lassen.“

Pagelan sah mich nach diesen Worten prüfend an.

„E, ossomu je,“ gut, was willst du?“ fragte ich.

„Herr, ich habe viele Freunde, die mich besucht haben, und wir wollen ein Palaver abhalten und — — — hm —“

„Und da willst du mir helfen?“

„Ja, ja,“ machte er eifrig, „ich helfe dir und sage den Leuten, daß sie alle Palmkerne und alles Öl zu dir bringen und nicht in eine andere Faktorei; du mußt mir aber Rum geben; denn wenn wir Palaver abhalten, dann müssen wir auch Rum haben.“

Dacht ich mir's doch! Das war des Pudels Kern! Pagelan hatte Durst nach Rum und kam einfach, ihn von mir zu erbitten.

„Nein, mein Sohn!“ — Gott bewahre mich vor einem Sohne wie er! — „Glaubst du, ich hätte meinen Rum nur dazu, daß ich ihn für nichts und wieder nichts fortgebe? Den Rumzahn laß dir nur ruhig ausziehen. Du bekommst nichts!“

„Oë ata! Aber dann kann ich dir nicht helfen, und ich muß meinen Freunden doch etwas vorsezen.“

So naiv sind die Schwarzen!

Vielleicht indessen konnte ich Pagelan gefällig sein.

„Kannst du mir den Rum bezahlen?“ fragte ich. „Hast du Produkte?“

Ein trauriges Schütteln des Kopfes war die Antwort.

„Höre mal, alter Sünder, ich will dir Rum geben; du mußt aber dafür sorgen, daß deine Weiber Palmöl bereiten und Kerne. Verstehst du? Und dann verlange ich, daß die Wege ordentlich gereinigt werden, und ein neuer geschlagen wird nach dem Ort, den ich dir bezeichnen werde.“

Pagelan war sofort mit allem einverstanden und versprach hoch und heilig, alles zu tun, was ich verlangte.

„Warte, ich bin noch nicht fertig. Sechs deiner Leute sind meine Händler“ — ich nannte ihm die Namen, — du wirst sofort veranlassen, daß sie in zwei Tagen hier sind und alles abliefern, was sie eingekauft haben.“

Auch das sagte Pagelan zu.

„Ferner ist mir ein Händler, Name, mit Waren fortgelaufen. Du wirst ihn suchen und ihn mir bringen, samt den Waren. Ich gebe dir drei Tage Zeit.“

Der Häuptling versprach auch dieses und hätte noch mehr zugesagt, wenn er nur den erbetenen Rum bekam.

Ich gab meinem Assistenten Anweisung, Pagelan ein kleines Demijohn — etwa 2 Liter — Rum auszuhändigen und vorläufig sein Konto damit zu belasten.

Gottlob war ich diesen Quälgeist für heute los, aber andere erwarteten mich dafür und trugen ihre Wünsche vor.

Man muß mit den Leuten eine wahre Engelsgeduld haben. Da wir Menschen aber doch leider bekanntlich nichts weniger wie Engel sind, so geht einem auch deren Langmut ab, und bei vielen Europäern reißt der straff gespannte Geduldsfaden ganz plötzlich, und ein kräftiges Donnerwetter entladet sich, die schwüle Atmosphäre angenehm auffrischend.

Ein solcher Gewittersturm schadet weder dem aktiven noch dem passiven Teil. Der Europäer muß sich nur stets soweit in der Gewalt haben, daß er nichts Unmögliches von den Schwarzen verlangt, oder sie ungerecht behandelt. Ungerechtigkeit empfinden die Neger schwer und werden dadurch widerspenstig und tückisch.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß manche Weiße ganz allein die Schuld tragen, wenn sie mit den schwarzen Eingeborenen nicht auskommen können.

Darum soll man nicht unreife und unfertige junge Leute nach Afrika schicken, die selbst noch der Erziehung bedürftig sind. Wer befehlen will, der muß gehorchen können das gilt nicht nur in Europa, sondern in noch viel weiterem Umfange auch für Afrika.

Ausbruch zur Expedition.

„Kein Mensch muß müssen“, hat Lessing recht voreilig geäußert. Hätte er längere Zeit unter den Negern Afrikas gelebt, wer weiß, ob dieser klassische Ausspruch je getan worden wäre. Auch ich mußte, ob ich wollte oder nicht, und zwar mußte ich bei meinen schwarzen Händlern nach dem Rechten sehen.

Beunruhigende Nachrichten über Ausraubung von Faktoreien waren mir zu Ohren gekommen und mehrere meiner schwarzen Händler hatten sich schon lange nicht mehr in meiner Hauptfaktorei Dehane sehen lassen. Es war also etwas faul im Staate Dänemark.

Seit zwei Monaten lagen sich die Jaunde mit den Bakofoleuten in den Haaren, schossen sich nieder, verbrannten gegenseitig ihre Dörfer und machten alles zur Kriegsbeute, was ihnen des Besitzes wert erschien. Eines Tages kamen zwei meiner Händler und überbrachten die Unglücksmär, daß Jaundeseute ihre sämtlichen Waren geraubt hätten; sie selbst seien nur mit Mühe dem Tode entronnen. Mein Entschluß war bald gefaßt. So schnell wie möglich hieß es aufbrechen und retten, was noch zu retten war.

Etwa 50 Kilometer von der Küste entfernt lag meine Hauptfaktorei in Dehane am Njong. Bis Dehane ist der Fluß zu allen Jahreszeiten schiffbar; dem weiteren Vorbringen in Booten oder den Kanus der Eingeborenen bieten die Neven-Dumontsfälle ein Paroli.

Hier wohnen die Bakoko. Nördlich bis zum Sanagafluß, im Osten bis an das Jaundegebiet, im Süden bis zu den Bule und im Westen, von der Küste getrennt, bis zu den Mabea erstrecken sich die Bakokodörfer. Über das ganze Gebiet bis weit hinein nach Jaunde und Bule saßen meine Händler zerstreut, und waren bemüht, mit mehr oder weniger Eifer, ganz nach Veranlagung, mir, ihrem Massa, Kautschuk (Gummi elasticum), sowie Elfenbeinzähne bei den Eingeborenen aufzukaufen. Zu diesem Behuf sind die Händler mit allem ausgerüstet, was nur ein Negerherz erfreut. Seidene Kopftücher, messingene Arm- und Beinringe, Pomaden, Lavendelwasser, Nähnadeln für das schöne Geschlecht; Zeuge, Feuersteinflinten, Tabak und tausenderlei andres für die Männer.

Das Bakokoland ist immer noch sehr ergiebig an Kautschuk, welches von den Eingeborenen aus dem Saft der Landolphialiane gewonnen wird. Die Lianen sind überall in dem Urwald, der sich in einer Breite bis zu 300 Kilometer längs der Küste Kameruns hinzieht, anzutreffen. Weitere Landesprodukte, besonders am Unterlauf des Njong sind noch Palmöl, Palmkerne, Ebenholz, Kopal und Kalabarbohnen (*Physostigma venenosum*). Die wertvollsten Artikel bleiben aber Kautschuk und Elfenbein.

Pessimistisch angehauchte Propheten weisagen schon seit einer Reihe von Jahren das baldige Aussterben der

Elefanten sowie das Versiegen des Kautschuks, beides als Folge des weiteren Vordringens der Europäer und europäischen Kaufleute in das Innere Afrikas. Wollte man allerdings alle Jagdabenteurer berufener und unberufener Afrikareisender für bare Münze nehmen, wer weiß, ob es dann überhaupt noch einen Elefanten gäbe; so aber sind noch mehr als genug vorhanden, um auf unabsehbare Zeit hinaus das Dasein des afrikanischen Dickhäuters zu sichern. Ähnlich verhält es sich mit der Landolphialiane, die trotz aller Propheten lustig weiter gedeiht, wenn auch infolge des von den Schwarzen angewendeten Raubbaus unter den Umständen sehr aufgeräumt wird.

Nichts Böses ahnend, saß ich an dem erwähnten Tage in meiner Faktorei am Schreibtisch, als die ausgeraubten Händler eintraten. Während die glühende afrikanische Sonne draußen in Ermangelung von Straußeneiern kleine Negerkinder ausbrütet, erstatten mir Mene und Ahue ihren Bericht über die Plünderung.

Der liebe Leser darf nun aber nicht etwa glauben, daß so ein Bericht im Handumdrehen vorgebracht wird. O nein! Der Schwarze liebt es, über die geringfügigsten Dinge stundenlang zu verhandeln; wieviel Redestoff liefert ihm nun erst ein so großes Ereignis wie das hier in Frage kommende. Der Europäer muß lernen, sich mit Geduld zu wappnen, wenn er etwas erreichen will.

Der langen Rede kurzer Sinn war also, daß Jaundeleute ein Bakofodorf überfallen und sich meiner Waren mit Gewalt bemächtigt hatten, worauf die Biedermänner Mene und Ahue dem weisen Spruch folgten: „Der Klügere gibt nach“, und schleunigst verdufteten. Ort der Handlung: drei

Tagereisen von Dehane. So ganz traute ich den beiden dunklen Ehrenleuten nicht, da frühere Erfahrungen mich vorsichtig gemacht hatten. Ich schrieb sofort einen Bericht an die nächste vier Tagereisen entfernte Militärstation Solodorf und sandte die beiden Unglücksmenschen zur persönlichen Vernehmung ebendahin. Was nützte aber so ein Bericht! „Hilf dir selbst“, heißt es in Afrika.

„Alegobane!“ rief ich mit Stentorstimme. „Alegobane!“

„E attae!“ „Ja Herr, ich komme,“ schallte es zurück und Alegobane erschien. Mein Koch und Faktotum, ein „Juwel“ von einem Neger.

Als zweitgeborener Sohn seines Vaters, der schwarzen Majestät Akamag, wurde Alegobane frühzeitig zum Mediziner seines Stammes erzogen. Er drang in die Geheimnisse der irdischen und überirdischen Welt ein, und handhabte virtuos bei allen festlichen Gelegenheiten die große oder die kleine Trommel, je nach Wunsch. Unermüdetlich war er im Tanzen, schauerlich-schön waren seine Gesichtsverrenkungen und eine Lunge hatte er, eine Lunge! Alle Achtung. Das war ehemals, vor wenigen Jahren, in den guten alten Zeiten, als die Bakoko noch bei den Leichenfeierlichkeiten eines Familienoberhauptes dessen Herzallerliebsten ebenfalls in die Ewigkeit beförderten, was übrigens hier und da auch heute noch geschieht.

Nach einer so reich bewegten, tatenreichen Vergangenheit wurde Alegobane erst Händler, und nachdem er sich im Dienste der Weißen genug ergaunert und seine Stammesgenossen gehörig übervorteilt hatte, beschloß er in Ruhe zu leben, wurde Koch bei mir und ließ sich Mister nennen.

Alles in allem war er ein tüchtiger Kerl von proportioniertem Körperbau und Bärenkräften, dumm=schlau, kindlichen Gemüts und mir treu ergeben. Letztere Eigenschaft hinderte ihn freilich nicht, in puncto Mein und Dein sehr kommunistischen Ansichten zu huldigen.

Dieser Alegobane stand also vor mir und sah mich fragend an, als erwarte er ein Donnerwetter wegen einer begangenen Dummheit, denn ein reines Gewissen hatte er nie.

„Alegobane, after to-morrow we live for go into the bush; but don't talk about, saby!“ sagte ich im schönsten Küstenenglisch.

Zuerst war mein Alegobane einfach baff. Übermorgen auf Expedition, das ging ihm doch über die Huttschnur. „Allright, Massa“, meinte er nur, als wenn er sagen wollte: „Na warte nur. Du sollst dich noch wundern!“ Das habe ich dann auch redlich getan; aber mein Koch hat sich auch sehr gewundert, denn selbstredend mußte er den Bushtrip mitmachen.

Mit dem Auftrage, mir meinen headman (Aufseher) Bedime zu senden, verließ mich Alegobane ziemlich geknickt.

Neger haben bekanntlich viel Zeit übrig, und ehe Bedime, der auf der Pflanzung die Leute beaufsichtigte, eintraf, konnte ich mir meine Pläne zurechtlegen.

Wir befanden uns im Januar, dem Monat der größten Hitze, im Kalender war Trockenheit verzeichnet. Mithin waren die Witterungsverhältnisse, die man bei einer Expedition in Afrika gar sehr in Betracht ziehen muß, die denkbar günstigsten. Es war anzunehmen, einigermaßen gangbare Wege zu finden, und daß die Flüsse nicht unüber-

windbare Hindernisse bereiten würden. Eine Expedition von vielen Wochen durch den afrikanischen Urwald muß sorgfältig vorbereitet werden, wenn man ein verhältnismäßig menschenwürdiges Leben führen will. Wie oft hängt der Erfolg oder Mißerfolg eines solchen Unternehmens von einer geringen Unterlassungssünde ab, die in der Eile vorher begangen wurde.

Nach langer Zeit kam endlich Bedime mit holdseligem Lächeln und schien nicht abgeneigt, meine Befehle entgegenzunehmen, um nachher doch zu tun, was ihm beliebte.

„Übermorgen geht's auf Expedition, Bedime,“ sagte ich „Suche 30 kräftige Leute als Träger aus.“

„Oë“, meinte er nur, und sein Mund blieb vor Erstaunen und Schreck geöffnet.

„Herr! Nicht gut jetzt Expedition; viel Krieg; schlechte Menschen töten alle Fremden; alle Dörfer verbrannt, alle Leute fortgelaufen; kein Essen, kein — — — — —“ und so ging es noch eine geraume Zeit fort. Bedime, der mit Recht ahnen mochte, daß er mich begleiten sollte, versuchte alle Überredungskünste, mich von meinem Vorhaben abzubringen. Als ihm das nicht gelang, erklärte er auf einmal sterbenskrank zu sein. Ich hatte wirklich keine Zeit, mich mit Bedime auf lange Unterhandlungen einzulassen und beschloß daher, die Krankheit schnell zu beseitigen und ihn gefügig zu machen.

Teilnahmsvoll erkundigte ich mich nach dem Sitz seiner Schmerzen. Unter jämmerlichem Stöhnen und Ächzen bezeichnete er mir seinen Leib als den leidenden Teil.

„Zunge raus; mehr! Rechtes Bein hoch; Arme bis zur Schulterhöhe hebt! So — nun warte, jetzt werde ich

dir Medizin bringen.“ Denn ohne Medizin geht es bei den Schwarzen einmal nicht.

„Alegobane“, rief ich, „nsu la midim“ („bring mir Wasser“), „ovo, ovo“, („rasch, rasch“). Alegobane brachte merkwürdig schnell das Verlangte.

Armer Bedime! Nachdem ich meinem Medizinkasten eine Quantität Magnesiumsulfat, auch Bittersalz genannt, entnommen hatte, eine Menge, die selbst bei einem Tilpferd die gewünschte Wirkung nicht verfehlt hätte, und dem Wasser zugefetzt hatte, ließ ich durch Alegobane dem kranken Bedime das mixtum compositum einflößen.

Als früherer Medizinmann seines Volkes unterzog mein Koch sich seiner Aufgabe mit großer Würde und viel Geschick. Es bedurfte zwar der nachdrücklichsten Überredung, den Kranken zum Einnehmen zu bewegen. Alegobane war aber nicht der Mann, dem Bedime hätte widerstehen können.

Die Schwarzen können selbst einen Engel an Langmut und Geduld oft zur Verzweiflung bringen, und haben, wenn es ihnen nicht paßt, tausend Ausreden, eine Arbeit nicht zu tun. Wenn alles andere nicht zieht, verfallen sie auf Krankheiten. Hätte ich hier also nicht sofort ordentlich vorgebeugt, so wären später sämtliche Träger gekommen, und hätten irgend ein Leiden simuliert.

Bedime war krank; ergo bekam er Medizin, damit die Krankheit weiche, und der Teufel der Widerspenstigkeit ausgetrieben würde.

Nachdem Freund Bedime den Tranke geschluckt hatte, ließ ich ihm im Hofe der Faktorei eine viertelstündige Verdauungspromenade machen, worauf er sich in seiner Hütte

niederlegen mußte, um der Dinge zu harren, die da kommen würden.

Währenddessen ging ich mit Alegobane auf die Hard,*) ließ die Arbeiter zusammenkommen und wählte mir meine 30 Träger aus.

Da die Leute noch nicht ahnten, was ihnen bevorstand, konnten sie mir zu meinen Plänen weder ihre Billigung noch ihr Mißfallen aussprechen. Selbstverständlich ergriffen aber sofort mehrere die günstige Gelegenheit, um einen Vorschuß auf ihren Lohn von mir herauszuschlagen. Dem einen war die Mutter gestorben — die dritte innerhalb von vier Wochen! —, der andere wollte seinen alten Vater mit einer Flasche Rum erfreuen, — Welch selbstlose Seele! — der dritte hatte Schulden, die er bezahlen wollte; der vierte — ja mit dem vierten war das ein sehr verzwickter Fall. Unter Erröten gestand er mir, daß er sich mit dem von ihm und dessen besserer Hälfte betrogenen Ehemann gütlich geeinigt habe, und zu diesem Zweck einen Vorschuß von vier Dollar benötige. Und so ging es weiter. Jeder dachte einen Pump bei mir anzulegen. Zum Unglück für alle Petitionierende war ich aber heut auf dem Ohr taub und so war alles umsonst.

„Damned fool! Bedime, bist du verrückt geworden?“ „Oë, ata, oë, dem devil Kill me, I go die, I live for die“ klang es schwächer und schwächer aus der Ferne zurück. Denn wie ein Komet in tausendem Fluge durch das Weltall stürmt, so raste auf einmal der franke Bedime über die Hard, als wenn ihm der Teufel im Nacken säße, immer

*) Faktoreihof.

mit verzweifelter Anstrengung seine rechte Hand an seine Kehrseite gepreßt.

Aha! Bedime befand sich auf dem Wege der Besserung; mir ging ein Licht auf, und ich entschuldigte ihn diesmal, obwohl er mich beinahe umgerissen hätte. Megobane grinste schadenfroh: „Massa, by and by Bedime allright“.

Noch am selben Tage wurden die Lasten für die Träger gepackt und alles für den sofortigen Abmarsch am nächsten Morgen und für eine zweimonatliche Abwesenheit von Dehane vorbereitet.

Unter den mannigfachsten Vorarbeiten verging die Zeit im Fluge. Am folgenden Tage früh 7 Uhr ließ ich die Leute mit den wohlverpackten Lasten an mir vorbeiziehen.

Den Zug eröffnete Bedime, dem ich in Anerkennung seiner schnellen Genesung mein Gewehr zu tragen erlaubte. Das ist stets ein Zeichen ganz besonderen Vertrauens. Dann folgten im Gänsemarsch die 30 Träger; Megobane und ich bildeten den Schluß.

So ging es im flotten Marschtempo hinein in den dunklen Urwald; noch einmal blickte ich zurück, sah meine Faktorei im jungen Morgen liegen, wo ich seit vielen Monden gelebt und gewirkt hatte. Freudige und trübe Stunden hatte ich dort erlebt, und die Scholle war mir lieb geworden.



Auf dem Marsch.

Die meisten Leser kennen den Urwald, d. h. sie kennen ihn aus Reisebeschreibungen von Leuten, die ihn durchzogen, und von solchen, die ihn nie gesehen haben, sich aber berufen fühlten, ihr Licht leuchten zu lassen. Wie ganz anders wirken die Verhältnisse drüben aber auf den Neuling ein, als wie er erwartet. Der Grund mag darin liegen, daß jeder Reiseschriftsteller mehr oder weniger subjektiv schildert; der eine betrachtet alles durch eine rosa, der andere durch eine graue Brille. Mit Wohlbehagen sitzt dieser im Kreise der Neger an ihren Kochtöpfen und schmaust mit ihnen ländlich-sittlich unter Zuhilfenahme seiner fünfzinkigen Gabel von den Gerichten afrikanischer Kochkunst, während jener a priori alles mißtrauisch betrachtet, was nicht den Stempel von Europas übertünchter Kultur trägt.

Dumpfe schwere Luft umgibt uns, während wir marschieren, die Lungen beengend und ein tiefes Atmen ungemein erschwerend. Kein Vogel läßt sich hören; kein Affe kreischt in den Bäumen; wie auf einem verlorenen Stern im Weltraume erscheint alles leblos und tot.

Fast lautlos ziehen wir dahin. Selbst die geschwätigen Neger flüstern nur leise miteinander, als scheuten sie sich

die Grabesstille zu brechen. Über uns wölben sich die Wipfel der Bäume zu einem undurchdringlichen Dach gegen die sengenden Sonnenstrahlen. Gleich riesigen Tauen schlingen sich die Lianen von Baum zu Baum, dann zur Erde hernieder, umwinden den nächsten Stamm wie gigantische Schlangen, um sich in dem grau=grünen Blättergewirr zu verlieren.

Nur vereinzelt erblickt man die Riesen des Urwaldes, die Woll- und Kopalbäume, die wie hochstrebende Pfeiler den gewaltigen Blätterdom zu tragen scheinen. Die über und über mit Schmarotzerpflanzen jeder Art bewachsenen Stämme sind für das Auge kaum erkennbar. Niedriges Gestrüpp sowie vom Alter oder Sturm gefällte Bäume bilden ein undurchdringliches Hindernis. In tausend Windungen führen die schmalen Negerpfade durch diese Wildnis. Die würzigen Düfte unserer heimischen Wälder fehlen; vorherrschend ist ein modriger verwesender Geruch, und die ganze Luft scheint mit Fiebermiasmen geschwängert.

Von der Spitze der Karawane erschallen plötzlich Rufe; eine Schlange ist aufgeschreckt worden, aber schnell in dem dichten Unterholz verschwunden.

Nach und nach kommt wieder Leben in die Neger, denn allzulange können sie nicht schweigen; das Gesprächsthema ist natürlich der Zweck unserer Expedition.

Wo meine Händler hier im Urwald ihren Geschäften nachgingen, wußte ich nur unvollkommen; auch war es das erste Mal, daß ich durch diesen Landstrich marschierte, denn überflüssige Zeit zu Vergnügungserkursionen hat ein Kaufmann und Pflanze in Afrika nicht; unterscheiden sich doch selbst die Sonn- und Feiertage nur wenig von den Werk-

tagen. Aber mit Hilfe meines Megobane und Bedimes, die Land und Leute kannten, hoffte ich meinen Zweck zu erreichen.

Gegen 10 Uhr kamen wir an eine kleine Lichtung, wo, wie auf Verabredung die vordersten Halt gemacht hatten, und Bedime als Sprecher der Träger erklärte, daß hier der geeignetste Platz zum Ausruhen sei; auch wäre der Hunger von allen derartig, daß, wenn ich nicht den Tod der Leute auf dem Gewissen haben wollte, ich ihnen unbedingt Zeit geben müßte, für ihr leibliches Wohl zu sorgen.

Daß ein Neger jemals so satt geworden wäre, um nicht nach einer eben vollendeten Mahlzeit eine zweite abhalten zu können, hat sich bis heute noch nicht ereignet. „Well; half an hour“, und sofort begannen alle die von der Faktorei mitgenommenen Eßvorräte zu verzehren.

Auf meinen Klappstuhl hingestreckt sah ich dem Treiben meiner Leute zu. Doch Essensehen macht hungrig, und so blieb mir nichts weiter übrig, als meinen Magen- und Leibkoch zu ersuchen, ein „tin“ mit Leberwurst zu öffnen und mir eins der von ihm vorzüglich gebackenen kleinen Schwarzbrote dazu zu reichen. Megobane versorgte mich zu vollster Zufriedenheit, haute die verlangten Sachen auf einer kleinen Kiste vor mir auf, und stellte zur Anfeuchtung meiner trockenen Kehle die gefüllte Kognakflasche und ein Wasserglas in erreichbare Nähe.

Längst war ich mit meinem frugalen Mahle fertig, ehe ich eine Abnahme der Vorräte meiner Leute konstatieren konnte. — „Adime tima piankala“ („Bedime, gib mir eine Zigarre).“ Bedime trug in einer kleinen Blechbüchse meine Zigarren für den täglichen Gebrauch, und da ich ein

leidenschaftlicher Raucher bin, so hatte ich eine genügende Menge mitgenommen. Mit Wohlbehagen stieß ich die blauen Rauchwölkchen von mir und gab mich der angenehmen Tätigkeit des Verdauens hin.

Meine Zigarre war zu Ende; die Zeit drängte und wir mußten weiter.

Daß die Zeit enteilt, davon hat der Neger keinen Begriff. Kommst du nicht heut, dann kommst du morgen, und kommst du nicht morgen, dann kommst du immer noch zur rechten Zeit; also nur keine Überstürzung. Nach diesem Grundsatz leben die Neger, sterben und werden selig.

Die halbe Stunde war längst überschritten, als wir endlich wieder in Marsch kamen. Durch die Stille des Urwalds ertönte der Gesang meiner Schwarzen; schaurig-schön mehr gesprochen und geschrien, als gesungen. Bedime machte den Vorsänger; sein Tenor — jedenfalls besaß er sehr viel natürliche Anlagen dazu — war einfach hinreißend, und begeistert fielen seine Sangesbrüder ein. Text und Melodie waren, wie bei solchen Gelegenheiten meist, eigene Mache nach der Eingebung des Augenblicks.

„Oā, oē, wir kommen, viel Waren kommen,

Der Weiße kommt, der Weiße.

Oā, oē, wir fürchten nichts, wir sind stark,

Der Weiße kommt, der Weiße.

Oā, oē, seht her Bakoko, seht her,

Der Weiße kommt, der Weiße,

und so ging es fort ad infinitum.

Ein kleines Flüßchen konnte unserm Weitermarsch nicht besonders hinderlich sein, lachend ging es hindurch; ich hoch zu — — — Alegobane, der mich auf seinen

Rücken nahm. Da zeigte sich vor uns wieder eine Lichtung; heller wurde es und dann standen wir im schönsten Sonnenschein.

Das erste Dorf auf unserm Wege, wenn man vier kleine halbzerfallene Negerhütten mit dem Namen Dorf bezeichnen kann.

In Begleitung von Bedime erschien Se. Majestät der König und Besitzer dieses Nestes, reichte mir grinsend die Rechte und begrüßte mich mit dem landesüblichen „nbolo“. Da ich aber nicht beabsichtigte, mich länger hier aufzuhalten, obwohl meine Leute die größte Lust dazu zeigten, so grüßte und verabschiedete ich mich zu gleicher Zeit und ließ den Schwarzen mit verdutztem Gesicht stehen. Kindergeschrei erscholl aus der einen Hütte und mit einem Säugling im Arm blickten uns die neugierigen Augen einer dunklen Schönen nach.

Bis 3 Uhr nachmittags marschierten wir, als die Nähe eines größeren Dorfes bemerkbar wurde. Wir passierten ein mit Erdnüssen und Jams bebautes Feld. Verschiedene Bäume waren zur Urbarmachung des Bodens kurz über der Erde abgebrannt worden und lagen, ein wüstes Chaos bildend, am Boden.

Mlegobane, mit dem ich mich unterwegs über unser heutiges Reiseziel ins Einvernehmen gesetzt hatte, sagte mir, daß das Dorf erreicht sei, wo wir übernachten wollten. In geringer Entfernung von hier sollte sich auch der erste der Händler, den ich revidieren wollte, befinden, und seinen Geschäften nachgehen.

Ehe ich selbst noch das Dorf erreicht hatte, nahte sich in feierlichem Zuge der Häuptling mit seinem Gefolge,

bestehend aus drei Söhnen, zwei Brüdern und einem alten Onkel, wie ich später erfuhr. Ohne ein Wort zu reden, reichte er mir die biedere Männerhand, und geleitete mich rechts von mir gehend — denn so will es der Brauch, — in sein Dorf. Vor seiner Privathütte hatte ich einen erneuten Händedruck über mich ergehen zu lassen; dann winkte er einem seiner Sprößlinge, nahm einen bereitgehaltenen Hahn entgegen, und indem er mir den überreichte, sprach er nochmals das Begrüßungswort „nbolo“, und verschwand in seiner Hütte.

Die Träger hatten die Lasten abgelegt, und Bedime erhielt den Auftrag, sofort mit den Leuten das Zelt aufzuschlagen. Obgleich ich am Tage zuvor auf dem Hofe meiner Faktorei dieses Manöver mindestens hundert Mal mit den Schwarzen geübt hatte, stellten sie sich doch jetzt an wie Nilpferde, die Seiltanzen lernen sollen. Über die Dummheit seiner Untergebenen geriet Bedime in eine Berserkerwut, fluchte wie ein ausgedienter preussischer Korporal, rannte hin und her, zog hier einen Strick an und lockerte dort einen Pfahl, aber es half alles nichts, das Zelt kam nicht zum Stehen. Wollte ich diese Nacht noch darin zubringen, so mußte ich schon selbst mit anfassen. Endlich waren wir dann auch soweit. Im Inneren wurde mein Bett aufgestellt, sowie sämtliche Lasten untergebracht, damit ich sie selber bewachen konnte, und meine Leute nicht in Versuchung geführt würden.

Vor meinem lustigen Haus ruhte ich im Stuhle mit der von Bedime gereichten unvermeidlichen Zigarre im Mund, zu meiner Rechten Mister Alegobane, zur Linken Bedime. Einer meiner Leute wurde nun beauftragt dem

„König“ zu melden, daß ich die Gnade haben wolle, ihn jetzt zu empfangen.

Wonge, so hieß der dunkle Ehrenmann, erschien auch sogleich. Ich reichte ihm die Hand, die er herzhaft schüttelte und begrüßte ihn nochmals mit dem üblichen „nbolo“. Alsdann bat ich ihn durch eine Handbewegung Platz zu nehmen. Ohne viel Ziererei setzte er sich auch mir gegenüber auf die bloße Erde; um uns herum hockten im Halbkreis meine und seine Leute.

Obwohl mir die Bakofosprache geläufig genug war um mich mit Wonge direkt zu unterhalten, so bediente ich mich doch des Allegobane und Bedime als Dolmetscher. Der Neger liebt Zeremonien sehr; und da ich auch meine Würde als Weiser zu wahren hatte, was manchmal mit ein paar angebrachten oder auch überflüssigen Formen besser geschieht, als durch Prügel, so fügte ich mich den landesüblichen Sitten.

„Du hast ein großes Dorf,“ damit leitete ich das „Palaver“ ein, „und ich habe viel von dir gehört. Warum sah ich dich noch nicht in meiner Faktorei? Ich bin reich und habe viele Waren, willst du dir mein Haus nicht ansehen? Hast du denn noch nichts von mir gehört?“

Allegobane übersetzte diese Rede mit großer Umständlichkeit und besonderem Hervorheben meines Reichthums.

„Überall habe ich meine Händler,“ fuhr ich fort, „und ich bezahle gute Preise. Ich stehle den Kautschuk nicht von den schwarzen Männern, und die Bakoko finden alles bei mir, was sie gebrauchen.“ Nachdem meinem vis-à-vis auch dieses übersetzt worden war, und Se. schwarze Majestät wie beifällig mit dem Kopf genickt hatte, entgegnete er:

„Ich habe den Weißen willkommen geheißen und ihm einen großen Hahn geschenkt; denn ich bin Wonge und kenne die Sitten der Weißen. Aber wo ist das Gegengeschenk?“ Beistimmendes Gemurmel seiner Leute.

„Mein Geschenk für dich habe ich mitgebracht und bis jetzt hat mich noch kein Bakoko daran zu erinnern brauchen, daß ich ihm sein Geschenk geben soll. Das tun nur die Nigger.“ Das Wort Nigger ist gleichbedeutend mit Sklave und wird von den Schwarzen untereinander als Schimpfwort gebraucht.

Auch Alegobane war aufgebracht über seinen Landsmann, und mit Bedimes Unterstützung machte er Wonge begreiflich, daß er sich etwas manierlicher betragen möge: „Du bist ein habgieriger Kerl, ein verhungertes Mensch, von deiner Großmutter geboren, die dich nicht ordentlich genährt hat. Dein Hahn ist jammervoll und stirbt noch vor Hunger, ehe er gegessen wird. Deine Felder tragen keine Früchte, und deine Hütten fallen um. Du bist kein Kokuma (Häuptling) sondern ein Mungo (unbedeutender Mensch).“ Also meine beiden Schwarzen.

Wonge war unter den Vorwürfen zusammengeknickt und sah mich fragend an. „E, Wonge Kem kokum, avonge mungo,“ („jawohl, Wonge ist ein kleiner Kerl und kein Häuptling,“) bestätigte ich.

Das Gesicht war köstlich.

Doch war ich ihm für seinen Hahn in der Tat eine Gegengabe schuldig, und so ließ ich ihm von meinen Vorräten etwas Tabak zukommen im Werte des erhaltenen Geschenkes. Wonge schien das aber nur als eine Anzahlung zu betrachten, denn er schaute begehrllich nach den weiteren

Dingen aus, deren Erscheinen er erwartete. Als nichts dergleichen geschah, war er sehr enttäuscht.

Fünf Frauen hatten die Ehre, seine Herzerliebtesten zu sein, und meine angeborene Ritterlichkeit dem schönen Geschlecht gegenüber bewog mich, ihnen zur Salbung des Körpers einige ranzige Pomaden und ein Fläschchen Lavendelwasser zu verabreichen, worüber mir mit verschämtem Lächeln dankend quittiert wurde.

Daß die übrigen Dorfbewohner ebenfalls Geschenke erwarteten, bedarf eigentlich keiner besonderen Erwähnung; daß sie aber nichts erhielten, möchte ich doch konstatirt wissen. Es wäre ein großer Fehler gewesen, den Leuten mehr zu geben. Die Beschenkten hätten sich hinter meinem Rücken nur über den dummen Weißen lustig gemacht, der für nichts und wieder nichts seine schönen Waren weggab. Dankbarkeit in unserm Sinne ist dem Neger völlig fremd.

Meine Leute erhielten von Wonge für die Nacht eine Hütte angewiesen, und ein eifriger Handel war zwischen ihnen und den Dorfbewohnern im Gange. Einer der Untertanen der schwarzen Majestät wurde zu meinem Händler abgeschickt, damit dieser samt seinen Waren und dem schon eingehandelten Gummi nach Wongetown käme.

Allegobane erhielt den Auftrag, meine Mahlzeit zu bereiten, und so hatte ich Zeit, meinen äußeren Menschen in Ordnung zu bringen. Dicht beim Dorf floß ein kleines Wässerchen, und mit Bedime als Bademeister stellte ich das lebende Bild „Susanna im Bade“; ich als Susanna. Erfrischt und gestärkt zu neuen Heldentaten begab ich mich dann in das Dorf zurück.

Es ist eine sehr irrige Anschauung, wenn man den Neger in bezug auf Reinlichkeit mit dem bekannten und geschätzten Borstentier auf eine Stufe stellt. Kein Bakoko wird es verabsäumen, nach jeder Mahlzeit sich den Mund auszuspülen, und mit einem weichen Stück Holz die Zähne zu reinigen. Nicht allein die vegetabilische Nahrung, sondern auch die mit großer Sorgfalt vorgenommene Reinigung der Zähne, erhalten diese gesund und verleihen das blendende Weiß. Überall wo Wasser in der Nähe war, konnte ich beobachten, daß die Schwarzen täglich eine Waschung des ganzen Körpers vornahmen. Innerhalb der Hütten herrscht ebenfalls Sauberkeit und eine gewisse Ordnung, und wenn für einen Europäer ein längerer Aufenthalt in denselben auch nicht gerade zu des Lebens größten Annehmlichkeiten gehört, so ist der Grund dafür in dem den Negern eigenen Geruch in Folge starker Transpiration zu suchen, sowie in der Gewohnheit, das erlegte Wild in den Hütten zu räuchern. Die freien Plätze zwischen den Hütten sind reinlich gehalten, und die Küchenabfälle werden außerhalb des Dorfes an einem bestimmten Platz niedergelegt. Die Felder werden fleißig vom Unkraut gereinigt; es wird gepflanzt und geerntet, ganz wie im lieben Deutschland.

Die Hauptarbeit verrichten die Frauen. Daher besteht auch das Vermögen eines Negers in dem Besitz einer möglichst großen Zahl von Weibern. Hagestolze, wie bei uns, gibt es unter den Schwarzen nur sehr wenige, und diese wenigen erfreuen sich keines sonderlichen Ansehens.

Hat der junge Bakoko sein Herz an eine schwarze Schöne verloren, so hält er bei ihr direkt an; ist sie mit

seinem Antrage einverstanden, so wird die Mama gefragt, welche ihrerseits den Bewerber an die höchste Instanz, den pater familias verweist. Mit Freuden sagt der ja und Amen, wenn sein künftiger Schwiegersohn in der Lage ist, die nötige Mitgift zu zahlen. Die Höhe derselben ist sehr verschieden und schwankt zwischen 100 — 400 Mark, deren Wert in Waren bezahlt wird. Der Brauch verlangt es, daß der erklärte Bräutigam an seinem Hochzeitstage die gesamte Familie seiner Braut zu einem Trinkgelage einladet. Membo (Palmwein) wird herbeigeschafft, und während die Hochzeitsgäste fröhlich zechen, stiehlt der Bräutigam seine Braut aus der elterlichen Hütte und bringt sie in seine Wohnung. Hindernisse werden ihm dabei nicht in den Weg gelegt. Je mehr Töchter ein Bakoko hat, desto vergnügter ist er, denn jedes Mädchen bringt dem Vater bei ihrer Verheiratung ein schönes Stück Geld ein.

Man ereifert sich in Europa viel über die „grausame“ Sklaverei, und zartbesaitete Gemüter wissen nicht genug davon zu erzählen. Es gibt unter den einzelnen Negerstämmen auch heute noch Sklaven. Das Wort „Nichtfreie“ wäre jedoch angebrachter, denn bei der Bezeichnung „Sklave“ erfüllt sich die Phantasie des Lesers mit Bildern von fürchterlichen Grausamkeiten, die dem Wort von Alters her anhaften. Der Nichtfreie bildet einen Teil des Vermögens seines schwarzen Besitzers. Er ist, wie die freien Frauen, ein zinsenbringendes Kapital, da er für seinen Herrn zu arbeiten hat. Würde der freie ihn schlecht behandeln, so böten sich dem Sklaven hundert Gelegenheiten, seinem Peiniger zu entfliehen und es wäre dem Besitzer unmöglich, den Entlaufenen je wieder zurückzubekommen. Ohne Fessel

bewegt sich so ein „Slave“ im Dorf, bewohnt seine eigene Hütte und ißt mit seinem Herrn aus einem Topf. Stirbt der Besitzer ohne Hinterlassung eines männlichen Erben, so ist der Sklave frei und erbt das Vermögen seines Herrn, also dessen Weiber. Es ist keine Seltenheit, daß der Nichtfreie von seinem Herrn Waren erhält, um sich von dem Stamm, dem er früher als freier angehörte, ein Weib zu kaufen. Würde wohl ein solcher Sklave jemals wiederkehren, wie es in den meisten Fällen geschieht, wenn er grausam behandelt worden wäre? Die Kinder von solchen Sklaven sind frei, wenigstens bei den Bakoko, und werden als Stammesangehörige betrachtet.

Ein reges Leben herrschte im Dorf, als ich vom Bade zurückkam. Alles war eifrig beschäftigt, die Mahlzeit fertigzustellen. Megobane und Bedime beherrschten die Situation und zeigten sich im Vollbewußtsein ihrer Würde womöglich noch quecksilbriger wie profanum vulgus.

Gegen 5 Uhr nachmittags erschien mein Händler; sein Sündenregister wurde aufgeschlagen und die Revision begann. Zu meinem freudigen Erstaunen konnte ich nach einer halben Stunde schon den Richtigbefund feststellen; ja der Mensch hatte sogar ein Plus, was er natürlich nur auf Kosten seiner Landsleute gemacht haben konnte. Mit vielen guten und väterlichen Ermahnungen, in Zukunft mehr Gummi bei mir in Dehane abzuliefern, wurde der Wackere entlassen.

Ehe die Sonne im fernen Westen sich zur Ruhe begab, hielt ich meine Mahlzeit. Bei einer Flasche Spatenbräu und meiner geliebten Zigarre saß ich dann den Rest des Abends vor meinem Zelt und gab meinen Gedanken Audienz.

In den Tropen folgt die Nacht dem Tage nicht plötzlich, wie vielfach behauptet wird; dazwischen liegt die Dämmerungszeit, die ungefähr 15 Minuten währt.

Eine Nacht mitten im afrikanischen Urwalde!

Viele beneiden uns, die wir solche erlebt haben. Der Wahrheit gemäß muß ich aber gestehen, daß ich in der ersten Zeit auch nicht den geringsten Genuß davon hatte, besonders wenn ich ohne Zelt und Bettgestell reiste und auf der bloßen Erde oder auf Ästen und Zweigen kampierte, wie die Neger.

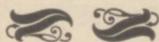
Sei froh, lieber Leser, daß du in deinem schönen Bett, geschützt gegen Regen, nicht gequält von den Mosquitos, unbelästigt von dem nächtlichen Gefreiß der Affen, Vögel und sonstigen Tiere, deine Ruhe halten kannst. Auch das Schlafen im Urwald will gelernt sein.

Noch lange schwatzten und lachten die Schwarzen an ihren Feuern, während ich schon in meinem Zelt schlief.

Dunkelheit deckte die Erde noch, als ich gegen 5 Uhr früh meine Leute zum Aufbruch trieb. Langsam und schläfrig erhoben sie sich. Alegobane bereitete das Frühstück, die Lasten wurden in Ordnung gebracht, das Zelt abgebrochen, und nachdem die Schwarzen in aller Eile noch die Reste der Abendmahlzeit verzehrt hatten, konnten wir gegen 6 Uhr unsern Weitermarsch antreten.

Wonge erhielt ein Abschiedsgeschenk. Allseitiges Händeschütteln, und fort ging es.

Zeit ist Geld.



Nbong und die Zwergvölker.

Kreuz und quer zog ich auf meiner Expedition durch die Landschaft Nahi im Bakofogebiet; überall revidierte ich meine schwarzen Händler und ermahnte sie eindringlich tätig zu sein und recht viel Kautschuk von den Eingeborenen aufzukaufen.

In jedem Dorfe kamen die Bewohner mit denselben Klagen; alle wollten höhere Preise für den Gummi. Die Händler wieder jammerten, daß die Leute ihnen große Schwierigkeiten beim Messen des Kautschuks machten.

Vier Wochen war ich schon von meiner Faktorei entfernt, und fühlte mich wohl und munter bei dem Nomadenleben. In jedem Dorf schüttelte ich dem Oberhaupt die biedere Rechte, sprach unter Beobachtung von mehr oder weniger Feierlichkeit einige bedeutsame Worte über den Handel im allgemeinen und mit mir im speziellen, räsionierte über das Heute und lobte das Gestern, war entzückt über die kräftigen Lungen ungezogener Negerrangen und verließ die verschiedenen gastlichen Stätten mit dem stolzen Gefühl, mehrere gute Eindrücke hinterlassen zu haben. So gelangte ich eines schönen Tages nach Isetown, Sitz des Häuptlings Nbong.

Ulegobane hatte mir viel von der Macht und dem Einfluß dieses Mannes erzählt; auch erfuhr ich, daß Mbong mit den Zwergvölkern in Verbindung stehe; ich war natürlich begierig, diese Leute von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Lange hat man in Europa die afrikanischen Zwergvölker für die Ausgeburd krankhafter Europäer-Hirne gehalten. Aber mit Unrecht.

Es ist schwer zu sagen, ob die Bako, wie die Bakoko die Zwergvölker nennen, in Kamerun Autochthonen sind; immerhin sind sie früher im Lande gewesen, wie die Bakoko, Bule, Ngumba, Bane und Jaunde, die erst später, von Osten kommend, eingewandert sind. In den Überlieferungen und Sagen der Bakoko spielt der Zug nach dem Westen eine große Rolle; heute noch betrachten sich die Bako als die eigentlichen Herren des Landes. Sie sind die ausgeprägtesten Nomaden, ohne feste Wohnsitze, ohne Haustiere, nur von der Jagd lebend. Bartlos, wie die meisten Neger, erreichen sie eine Größe von 1,50 Meter, sind von hellerer Hautfarbe, wie die Bakoko und von schlanker, fehniger Figur; die Gesichtsbildung ist nach europäischen Begriffen meistens abschreckend häßlich: kleine Augen, abstehende Ohren, schmale Lippen, ungepflegte schlechte Zähne, hervorstehende Backenknochen und eine gewölbte niedrige Stirn.

Im allgemeinen scheinen sich die Bako im Gegensatz zu anderen kameruner Negerstämmen der Banturasse nicht zu tätowieren. Ihr Gang ist leicht, und stark nach vornüber gebeugt. Sehr scheu auch gegen die übrigen Eingeborenen leben sie versteckt im Urwalde abseits von den gewöhnlichen Pfaden. Ein einfaches Dach aus Palmblättern

und Keisig schräg gegen den Erdboden gestellt, gewährt ihnen nachts Schutz gegen Regen und andere Unbill der Witterung. Das Wild wird von ihnen gegen große aufgespannte Netze getrieben und dann getötet; selbst dem Leoparden stellen sie auf diese Weise nach. Büffel und Elefanten werden in engen Fallgruben gefangen.

Isetown war das erste Dorf in der Landschaft Adogenbesol, welches ich antraf; es war regellos gebaut und bestand aus etwa 26 einzelnen Hütten. In der Mitte befand sich ein großer freier Platz mit fünf Ölpalmen, in deren Schatten bei meiner Ankunft Mbong mit zweien seiner Weiber auf einer aus Palmenfasern geflochtenen Matte ruhte. Er war ein etwa sechzig Jahre alter Mann mit einer wahren Galgenphysiognomie. Ohne von meinem Erscheinen die geringste Notiz zu nehmen, ließ er mich näher kommen, und auch als ich inmitten meiner Leute direkt vor ihm stand, würdigte er mich keines Blickes, sondern machte mit seinen beiden Damen eifrigste Konversation.

Das war beleidigend, in hohem Grade sogar; und wenn ich persönlich auch herzlich wenig darnach fragte, so durfte ich mir doch — schon meiner Leute wegen — unter keinen Umständen eine solche Ignorierung meiner Person gefallen lassen, oder es war aus mit meiner Autorität.

„Mlegobane, Bedime, in dem Hause,“ ich wies auf eine Hütte, „werden die Leute wohnen. Mein Zelt wird hier unter den Palmen aufgeschlagen. Hurry up!“

Die Lasten wurden niedergelegt und das Zelt zum Aufschlagen bereit gemacht. Doch Mbong saß im Wege; meine Träger zögerten und sahen mich erwartungsvoll an.

„Alegobane, mache diesem Menschen begreiflich, daß er weggehen soll!“

Mein Koch tat das sofort; wer aber nicht aufstand, war Freund Mbong. Alegobane sah mich ratlos an.

„Hm! Weißt du, Mister Alegobane“, „Mbong ist eben ein großer Mann und du fürchtest dich vor ihm. Er lacht aber über dich, denn er meint, du bist nichts gegen ihn.“

„Oë, Massa, I no fit? look here“, und mit seinen Bärenkräften nahm er den nichtsahnenden Alten um den Leib und schleuderte ihn wie einen Spielball von seiner Matte. Mbong prallte hinstürzend auf Bedime, riß diesen mit sich nieder, und es gab nun für den armen Häuptling eine Flut wenig freundschaftlicher Püffe und Stöße von Bedime, die er mit einem Schwall der größten Verwünschungen begleitete.

„Osomu je?“ „Was willst du?“ war schließlich alles, was der Gemafregelte zu sagen wußte. Und nun las Alegobane ihm ein Privatissimum über den Umgang mit Europäern, das der Alte sich verblüfft und geknickt ohne Widerrede anhörte, Bedime lieferte die Kommentare dazu.

Auf dem Klappstuhl sitzend, sah ich dem Aufbau meines Zeltes zu, ohne mich nunmehr meinerseits im geringsten um den Alten zu kümmern.

Von Bedime geführt erschien er endlich vor mir mit einem Gesicht, das Furcht, Überraschung und eine Riesenverschlagenheit wiederspiegelte. Ohne ein Wort zu reden reichte er mir die Hand, nur seine Blicke wanderten neugierig an mir auf und ab.

„Wer ist das? Was will der Mann?“ wandte ich mich an Bedime.

„Es ist Mbong, der Häuptling dieses Dorfes.“

Ich schüttelte zweifelnd den Kopf. „Mbong, Kofuma Kem (nein)!“ Und wieder schüttelte ich den Kopf, als wär es undenkbar, daß der vor mir Stehende ein Häuptling sein könne.

Mbong hatte mich verstanden; er begann sofort eine lange Rede, die mich von seiner Existenz, seiner Würde und Macht überzeugen sollte. Eine Weile ließ ich ihn schwätzen, dann fragte ich nach dem landesüblichen Geschenk.

Mbong rief seinen Frauen ein paar Worte zu, und bald erschien eine Schöne, in der Hand wenige Bananen, die Mbong mir überreichte. Ich hielt die Früchte in der Hand, sah erst die armselige Gabe an, dann den alten Geizhals und lachte, lachte laut und sah Bedime an. Bedime lachte nun auch, obgleich er keine Ahnung hatte worüber, und sich mein Lachen wahrscheinlich gar nicht erklären konnte; aber er lachte; und je mehr ich lachte, umso schallender wurde auch sein Gelächter. Mlegobane tauchte auf, konnte sich die Situation nicht erklären und brüllte vor Vergnügen, alle meine um uns gruppierten Leute lachten; es war ein Höllenlärm und Mbong wußte vor Verlegenheit schließlich nicht mehr, was er tun solle. Von seiner vorherigen Großspurigkeit war nichts mehr zu merken.

Endlich hob ich die Bananen hoch empor; das Gelächter hörte auf, und ich hielt den Versammelten folgende schöne Rede: „Dieses armselige Geschenk hat mir ein Mann gegeben, der sich Mbong nennt, und der Besitzer dieses Dorfes zu sein vorgibt. Wenn es wirklich Mbong ist, dann muß

er sich wohl sehr vor seinen Frauen fürchten, weil er mir nichts anderes anzubieten wagt, als diese paar Bananen. Ja, Mbong ist eben alt, und seine Frauen sind jung, und er muß für sie arbeiten.“

Ein Heidenspektakel in des Wortes vollster und verwegenster Bedeutung folgte meinen Worten. „Mbong muß für seine jungen Frauen arbeiten,“ schrie und heulte meine Schwefelbände mit anzüglichen Redensarten. Das war ein Amusement, denn Mbong kam durch meine Behauptung in den Geruch eines Pantoffelhelden, der in Afrika eine ebenso lächerliche und traurige Figur spielt wie in Europa.

Diese Ehrenkränkung konnte der Biedere nicht auf sich sitzen lassen. Ingrimmitig schnauzte er seine Weiber an, eine nach der andern, und befahl die Herbeischaffung von Hühnern, Eiern, Palmwein und Bananen. Ja, seine schwarze Majestät bemühte sich jetzt höchst eigenbeinig ein Huhn einzufangen.

Bald war ich im Besitz aller der genannten Herrlichkeiten; ich konnte nun zufrieden sein. Mbong reichte mir unter „nbolo“ eine Palmweinschale, und ich tat einen tiefen Zug und dankte ihm: „Mutan mawa.“ Der Alte leerte das Gefäß dann in gierigem Schlucken, schnalzte darauf befriedigt und rülpste laut, ein in Afrika allgemein gebräuchliches Zeichen der Schwarzen, daß es ihnen wohl gemundet hat.

„Mbong wo ale nbolie?“ „Wie heißt dein Dorf?“ fragte ich Mbong, der mir jetzt gegenüber saß. Meine Frage wurde ignoriert, statt dessen kam es zurück: „Osomu ma juanda?“ „Willst du mein Freund sein?“

„E“, „Ja“, nickte ich.

„Masumu jawea“, „so gib mir ein Geschenk.“ Der Häuptling konnte schon lange die Zeit nicht mehr erwarten, bis er seinen „dash“ erhielt, ich hatte ihn schon immer lüstern nach meinen Waren blicken sehen. Durch den alten Knaben wollte ich viel erreichen; daher beschloß ich, einmal großmütig zu sein. Bedime mußte ihm Tabak, zwei Tonpfeifen, eine Schachtel Streichhölzer und einen alten Strohhut reichen. Wer war glücklicher als Mbong; gleich stopfte er sich eine Pfeife und setzte sie in Brand. Doch er hatte Hunger auf mehr bekommen; ganz unverfroren bettelte er mich um Rum an, vor der Hand aber mit negativem Erfolg.

Während Mbong wie ein Schornstein qualmte, steckte ich mir auch eine Zigarre an und dampfte bald mit dem Häuptling um die Wette. Zwischenein versuchte ich, das Gespräch auf die Bako zu bringen, deren Zwischenhändler der Alte sein sollte. Doch bestritt er anfangs heftig, je irgend einen von ihnen gesehen zu haben und wollte von der Existenz der Zwergvölker überhaupt keine Ahnung haben. Als wenn mich die ganze Sache nichts anginge, sagte ich so nebenbei: „Schade; wenn ich die Bako bei dir sehen und mit ihnen sprechen könnte, würdest du einen bunten Rock bekommen, den im Lande der Weißen nur Könige anziehen dürfen.“ Auf einen Wink von mir entnahm dann Bedime einer Last einen alten Offizierswaffenrock des 1. Garde-Drägerregiments und hielt ihn in aller seiner Pracht und Herrlichkeit dem sprachlos und mit offenem Munde dastehenden Häuptling vor die Augen.

„Oë!“ flang es entzückt.

Für diesen Rock hätte Mbong noch ganz andere Dinge getan, als ich von ihm verlangte.

„Du willst mir den Rock schenken?“ fragte er mich.

„Ja.“

„Aber du mußt mir die Bako rufen lassen. Ich will mit ihnen sprechen.“

„Herr, ich weiß nicht, wo sie sind. Die kurzen Männer sind auch sehr furchtsam; sie werden nicht kommen.“

„Dann bekommst du auch den Rock nicht.“

„Ich werde den Bako Nachricht senden; vielleicht wollen sie kommen. Aber laß mich auch den Rock anziehen.“

Ich erlaubte es ihm; doch kaum fühlte er das heißbegehrte Kleidungsstück auf seinem Körper, als er mit schnellen Sprüngen zu entfliehen versuchte. Da ich aber nicht unvorbereitet, sondern auf dieses oder ein ähnliches Manöver gefaßt war, so kam Mbong nicht weit. Noch war er nicht fünf Schritte an mir vorüber, als ich ihm einen Stock zwischen die Beine nachwarf, der ihn sofort zu Fall brachte.

Der Sturz war heftig. Bedime sprang rasch noch hinzu um den Häuptling an weiterem Entfliehen zu hindern; doch dem waren vom jähen Sturz die Sinne vergangen. Er kam aber sogleich wieder zu sich, begriff weise sofort die ganze Sachlage und ließ sich willig und ohne Murren den Rock wieder ausziehen mit einem Gesicht, als wenn er an der ganzen Sache nicht interessiert sei.

Der Austritt hatte meine Leute, die in der Hütte ruhten und ihr Essen kochten, herbeigelockt und Mbong wurde obendrein noch tüchtig verspottet und ausgelacht.

Mein Zelt stand fertig aufgeschlagen. Allegobane hatte die Lasten darin unterbringen lassen, und saß nun mit den Beinen baumelnd auf dem Rande des aufgestellten Feld=

bettes. Es war ein durstiger Tag; die Zunge klebte mir am Gaumen, und Whisky und Sodawasser mußten in Affektion treten, um diesem Übel abzuhelpfen. Wie das schmeckte. Ängstlichen Antialkoholikern gegenüber möchte ich zur Beruhigung noch konstatieren, daß mir die Mischung in keiner Weise geschadet hat.

Dem braven Mbong war das Zwischenspiel vorhin aber doch nahe gegangen; denn er war keineswegs so gleichgültig gegen den Verlust des Rockes, als er sich den Anschein gegeben hatte. Bald versuchte er von neuem anzubändeln und fragte mich, was ich von den Bako wolle. Ich setzte ihm auseinander, daß ich mich nur überzeugen wolle, ob er, der Häuptling, wirklich größer sei als die Bako, oder ob diese am Ende nur Kinder seien.

„Wenn du die kurzen Leute gesehen hast, werde ich dann den Rock bekommen?“

„Jawohl.“

„Heut abend, wenn es dunkel ist, werden sie kommen,“ flüsterte er mir geheimnisvoll zu.

Dann begab er sich zu seinen mittlerweile eingetroffenen Leuten, und parlamentierte mit einem von ihnen sehr eifrig, indem er mehrfach auf mich wies.

Mlegobane hatte sich an das Herrichten des Mahles für mich begeben. Es gab an frischem Fleisch unterwegs meist nur Hühner; doch war Mlegobane Meister darin, diesen Expeditions=Adler jeden Tag anders frisiert auf den Tisch zu bringen. Zu den Zeiten seines Küchenregiments hätte ich einen Gast drei Wochen lang mit Hühnern bewirten und ihm doch täglich ein anderes Gericht vorsehen wollen.

Meinem Koch bei seiner Tätigkeit zuzusehen war — wie das bei vielen Köchen sein soll, — nicht räthlich. Selbstredend schmeckte er die Speisen vorher immer ab, bediente sich dabei statt eines Löffels aber des rechten Zeigefingers, bis ich dahinterkam und mir diese — — Unmanierlichkeit energisch verbat. Ein sehr bezeichnendes und niedliches Stück hatte er daheim in Dehane einmal geliefert. Zu einer feierlichen Gelegenheit sollten zwei Enten gebraten werden; wie erstaunte ich bei Tisch, als ich merkte, daß den Enten die Keulen fehlten. Mein Alegobane, der mir dies Naturspiel deuten sollte, erklärte mir seelenruhig: „Herr, die meisten Enten haben keine Beine!“ Was war da zu wollen; Alegobane mußte das wissen. Im großen und ganzen war er aber ein äußerst brauchbarer Mensch, dessen „kleine Eigentümlichkeiten“ man immerhin mit in Kauf nehmen konnte.

In Mbongs Dorfe ging es sehr geräuschvoll her; man lachte, schwatzte, oder zankte sich, ganz nach Belieben. Bedime spielte den lebenswürdigen Schwerenöter und machte der Lieblingsfrau des Häuptlings, einer gehörig eingesalbten fetten Negerin, die auf eine Meile gegen den Wind duftete, auf Tod und Leben den Hof. Er log der andächtig Zuhörenden das Blaue vom Himmel herunter vor, versicherte ihr, daß sie fett sei, was gleichbedeutend mit schön und ein Kompliment ist, fragte wie viel Kinder sie habe und erklärte sie für würdig zwanzig Töchter zu besitzen. Den Eheherrn der Schönen nannte er einen „gefährlichen Affen“, der immer alles für sich allein haben wolle, hegte starke Zweifel an seiner Tugend und versuchte alles, ihn in den Augen seiner Frau herabzusetzen. Kurz Bedime gab sich

die größte Mühe einen kleinen Ehebruch zu inszenieren, wobei er auf der Gegenseite entschieden viel Verständnis fand.

Unterdessen verhandelten Mbong und Alegobane miteinander, die Leute kochten oder waren mit den Dorfbewohnern in Tauschgeschäfte getreten, die kleinen schwarzen Rangen lärmten und schrien, die Mütter zankten, kurz, es war ein Auge und Ohr erquickendes Treiben im Dorf.

Dann kam endlich auch meine Dinnerzeit. Alegobane servierte, und die neugierigen Dorfleute umstanden bewundernd und staunend den tafelnden Fremdling. Gegen den Schluß leistete Mbong mir Gesellschaft, und unser Gespräch drehte sich um die Bako, von denen mir Mbong in Gedanken an den herrlichen Rock in freigebigster Weise die wunderbarsten Dinge berichtete. Seine Erzählungen waren aus Wahrheit und Dichtung gemischt, d. h. 99 Prozent Dichtung und 1 Prozent Wahrheit.

Die Sonne hatte sich unterdessen zur Ruhe begeben, und es wurde nun schnell dunkel.

„Wann werden die Bako kommen?“ fragte ich.

Die Frage war dem Häuptling sichtlich unangenehm, er wand sich wie ein Wurm und endlich erfuhr ich, daß ich sie heut nicht mehr zu sehen bekäme. Aber morgen ganz bestimmt. Morgen früh, ehe ich aufbrach.

Nach und nach hatten meine Leute und die Dorfsinsassen einen Halbkreis um uns gebildet, dessen äußersten Ring die Weiber bildeten. Sie hörten zu, schwatzten, kritisierten uns ganz ungeniert und benahmen sich nach europäischen Begriffen großartig flegelhaft.

Unvermittelt fragte ich den Häuptling, ob er ein Medicinmann sei. Mbong sah mich groß an und verstummte. Ich sah Alegobane fragend an; der antwortete nur das eine Wort „Weiber“, und schon wußte ich, daß meine Frage an den Häuptling ein arger Verstoß gegen die Landesgebräuche gewesen war. Sobald die Sonne verschwunden und die Dunkelheit heraufgezogen ist, sprechen die Neger in Gegenwart der Frauen nie über Medizin, oder, was bei ihnen dasselbe ist, über Religion. Am Tage findet sich natürlich auch keine Zeit dafür, und Religionspalaver werden stets nur des Nachts abgehalten.

Nach Ansicht der Neger sind die Frauen geistig zu unbedeutend, als daß sie an Gesprächen über Religion teilnehmen oder sie auch nur verstehen könnten. Und indem sie die Weiber von ihren religiösen Versammlungen fern halten, umgeben sie sich zugleich mit einem Nimbus, der sie bei ihren besseren Hälften in Respekt setzen soll.

Was wollte so ein armer Schwarzer, der zehn, zwölf oder noch mehr Frauen hat, auch anfangen, wenn die erst mal Oberwasser hätten!

„Schicke die Frauen und die Kinder schlafen. Ich will mit dir reden.“

§ Jetzt verstand mich Mbong, und es geschah, wie ich gewünscht hatte.

Ich fragte nun den alten Sünder, warum er mich in seinen Erzählungen von den Baso so belogen habe. Natürlich beteuerte er, die lauterste Wahrheit gesprochen zu haben, und rief seine Leute zu Zeugen an.

„Doch: Du hast gelogen. Ich weiß es. Ich werde es dir zeigen; ich werde Medizin machen,“ beharrte ich.

Mit zwei Gläsern in der Hand begab ich mich sodann feierlichen Schrittes in mein Zelt, das verdunkelt wurde. Megobane und Bedime wurden als Wächter davor postiert.

Nach kurzer Zeit erschien ich mit tiefernstem Gesicht wieder mit beiden Gläsern, deren Boden von einer wasserhellen Flüssigkeit bedeckt war. Ich stellte mich in den Halbkreis der Schwarzen und nun ging es los. Erst den Monolog aus Faust mit unglaublichem Pathos, Händeringen, Nützen und Wimmern, und im Anschluß daran eine längere Rede — alles in deutscher Sprache — wieder mit entsprechenden Gesten. Die Blicke der Neger hingen mit Bewunderung und Furcht an mir. Ich leistete aber auch an Brüllen, Gliederverrenken und Stöhnen das Menschenmögliche. Dann brach ich unvermittelt ab und sagte allen verständlich ganz gelassen: „Mbong hat gelogen. Ich habe aber Mbongs Gedanken gesehen, die anders waren als seine Worte, und ich werde zeigen, daß ein Schwarzer nicht schlau genug ist, einen Weißen zu belügen. Bedime, bring mir Wasser!“

Als ich das Verlangte hatte, wendete ich mich an den Häuptling: „Nimm das Wasser und gieße es in das Glas mit Medizin. Wenn du die Wahrheit gesprochen hast, so wird es Wasser bleiben, hast du aber gelogen, so wird Milch daraus.“

Mbong nahm zaghaft das Gefäß und goß etwas Wasser in das Glas, das ich ihm hinhielt. Aller Augen hingen an dem Glase, und, o Wunder! das Wasser wurde vor den Augen der Schwarzen Milch.

Ein allgemeines Staunen und flüsternd. Dann wieder Stille.

„So. Nun werde ich auch Wasser in das andere Glas gießen. Wenn ich gelogen habe, so wird es auch Milch. Hab ich aber wahr geredet, so bleibt es Wasser.“ Während ich sprach, goß ich das zweite Glas voll Wasser. Die Mischung blieb klar.

„Oë! Oë!“

„Wer hat gelogen?“ fragte ich die Leute.

„Du hast nicht gelogen, Herr,“ antworteten die Bestürzten, die direkte Antwort weise umgehend.

„So hütet euch, mich in Zukunft nochmals täuschen zu wollen. Ich durchschaue alles.“

Mein Experiment war zwar sehr plump, aber es hatte den gewünschten Eindruck gemacht.

Am anderen Morgen gegen halb sechs Uhr trommelte ich meine Leute munter.

Freund Mbong hatte das Dorf schon verlassen, und sich auf die Suche nach den Bako begeben.

Ein herrlicher Morgen brach an. Im Osten erhob sich die strahlende Sonne und tauchte die ganze Landschaft in eine Flut von Licht. Von jedem Halme funkelte in tausend Reflexen der Tau wie herrlich geschliffene Diamanten. Ein linder Lusthauch spielte in den Wipfeln der Bäume und große Scharen von Papageien flogen kreischend darüber hin. Hoch im blauen Äther zogen Raubvögel ihre Kreise und das Geräusch der vorüberziehenden Nashornvögel traf mein Ohr wie das Schnauben von Lokomotiven.

Da erscheint Mbong. Mit ihm drei kleinere Schwarze.

Wäre ich nicht darauf vorbereitet gewesen, wen er mir zuführen werde, ich hätte seine Begleiter kaum beachtet, so wenig unterschieden sie sich auf den ersten Blick von ihm.

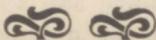
Jaghaft und nur widerstrebend näherten die Bako sich mir. Es bedurfte der ganzen Überredungskunst Mbongs, daß sie mir die Hand reichten; erst als sie merkten, daß ich ungefährlich sei, und nachdem ich sie freundlich in der Sprache der Bakoko begrüßt hatte, wurden sie zutraulicher. Ein paar Blätter Tabak und einige kleine Messer aus meinen Vorräten taten dann ein übriges, mir ihr Vertrauen zu gewinnen. Ich zeigte ihnen meine Waren, schoß aus dem Gewehr und fragte sie aus, während ich sie anscheinend unterhielt.

Zunächst erkundigte ich mich nach den Jagdverhältnissen, ließ mir zeigen, wie sie ihre Fangnetze aufstellten, wollte wissen, wo und wie sie wohnten, kurz ich interviewte sie nach allen Regeln der Kunst. Auch an Virchow dachte ich, dem ich gern einen Schädel mitgebracht hätte, lieber noch gleich einen ganzen Kerl in Spiritus. Da das leider nicht ging, mußte ich mich mit einigen unvollkommenen Messungen ihres Körpers begnügen, worüber sie sich sehr zu amüsieren schienen. Auf meine Frage nach Kautschuk antworteten sie, daß noch sehr viel Gummilianen vorhanden seien, daß sie aber nur soviel schneiden, wie sie zum Einhandeln ihrer Bedürfnisse gebrauchen, und das wäre sehr wenig im Verhältnis zu den Beständen. Die dummen Weißen bezahlten ja für wenig Kautschuk viel Ware.

Das war mir ein erneuter Beweis, wie unsinnig es ist, wenn die Firmen sich beim Einkauf von Landesprodukten gegenseitig überbieten. Für den Neger hat der Kautschuk keinen Wert, europäische Erzeugnisse aber einen sehr großen. Wäre es nicht viel richtiger, wenn die Firmen sich beim Einhandeln von Kautschuk den Wertbegriff der Eingeborenen zunutze machten?

Im allgemeinen betrogen die Bako sich ganz manierlich. Wenn sie ihre Scheu auch nicht ganz ablegten, so wurden sie doch mehr und mehr mittheilfam und standen ordentlich Rede und Antwort. Was mir besonders an ihnen auffiel, das war der gänzlich blöde Ausdruck in ihren Gesichtern. Sie machten durchaus den Eindruck von Idioten oder Schwachkönnigen. Würdige Repräsentanten einer degenerierten Rasse, die auf dem Aussterbeetat steht. Den Ort ihrer nächtlichen Lager wollten sie mir unter keiner Bedingung nennen, da sie mir doch nicht ganz trauten; es erschien ihnen wohl ausgeschlossen, daß ich aus reinem Wissensdrang ihre Hütten zu sehen wünschte. Durch Zufall fand ich aber ein paar Wochen später eine Niederlassung der Zwergvölker.

In Isetown hatte ich für dies Mal erreicht, was ich gewollt hatte. Mbong erhielt seinen Rock. Noch einen Händedruck und wir schieden, trotz aller komischen und tragischen Zwischenfälle als die besten Freunde.



Begegnung im Urwalde.

Meine Inspektionsreise durch das Bakokoland war fast beendet; es war höchste Zeit, daß ich meine Schritte wieder dem heimatlichen Herde zulenkte und nach Dehane zurückkehrte. Wer konnte wissen, was sich während meiner sechs-wöchentlichen Abwesenheit dort alles ereignet hatte. Wo das Auge des Herrn nicht wacht, da pflegt es gewöhnlich drunter und drüber zu gehen; und mein Assistent war noch zu neu und unerfahren in den afrikanischen Verhältnissen, um allen Anforderungen gerecht werden zu können.

Ich befand mich in Song Bekim, einem Bakokodorf, dessen Einwohner zu dem Unterstamme der Solby gehören.

Am späten Nachmittag des vergangenen Tages war ich eingetroffen und hatte vor Eintreten der Dunkelheit noch grade soviel Zeit gefunden, um bei dem hier stationierten schwarzen Händler die Lagerbestände nachprüfen zu können.

Isaak Iduma, so nannte er sich, gehörte leider, trotzdem er ein Schüler der Mission war, zu meinen räudigsten Schafen. Er stammte von der Küste aus Batanga, war im höchsten Grade liederlich und unzuverlässig, log wie ein Gascogner und versuchte, wo er konnte, mich zu betrügen.

Er bestahl mich nicht wie die anderen Schwarzen in dumm-kindischer Art, sondern in höchst schlauer Weise.

Die Prüfung ergab, daß Iduma mir über den Verbleib von Waren im Werte von 70 Mark keinen Aufschluß geben konnte; d. h. gekonnt hätte er es wohl, aber dann hätte er sich selbst bezichtigen müssen, die Waren in seinem eignen Interesse verwendet zu haben, und das wollte er natürlich nicht. Daß die Eingeborenen einen schwarzen Händler betrogen hätten, und besonders den pfißigen Iduma, war so gut wie ausgeschlossen.

Ich hätte diesen ungetreuen Knecht nach Kribi zur Bestrafung senden können, wo sich der kaiserliche Bezirksamtmann befand, aber das wäre für mich mit außerordentlichen Schwierigkeiten und viel Zeitverlust verbunden gewesen. Was hätte ich auch davon gehabt, wenn er abgeurteilt worden wäre, um vielleicht auf vierzehn Tage ins Gefängnis zu spazieren? Meine Waren würde mir die Behörde nicht wieder verschafft haben.

Eine Gefängnisstrafe ist in den Augen der Schwarzen keine entehrende Strafe; ja viele werden eine solche Freiheitsentziehung nicht einmal als Strafe empfinden, denn während der Zeit werden sie von dem Gouvernement gepflegt und haben eine gute Schlafstätte.

Mit großer Mühe stellte ich fest, daß Iduma sich ein Weib gekauft hatte. Woher nahm er die Waren dazu? Natürlich von meinen. Daher also der Verlust von 70 Mark! Jaak bestritt alles und log, ohne zu erröten. Mehrere Zeugen waren vorhanden, die bekundeten, daß er ein Mädchen gekauft hatte; der Vater der Betreffenden bestätigte es auch und zeigte einige Sachen vor, die ich unschwer als aus

meinen Vorräten stammend erkannte; diese Waren hatte der Zeuge von Iduma als Zahlung erhalten. War hier ein Zweifel noch möglich? Nein! — Doch um ganz sicher zu gehen, ließ ich auch das Mädchen kommen, welches in einem nahen Dorfe untergebracht war. Auch sie bestätigte den Kauf.

Mein Händler log und rief Gott zum Zeugen an, daß er die Wahrheit rede, und die heidnischen Dorfbewohner wandten sich mit Verachtung von dem christlichen Lügner.

Die noch vorhandenen Waren gab der Vater zurück, und ich sprach ihm sein Kind zu, welche Unmaßung mir das kaiserliche Gouvernement gütigst verzeihen mag.

Iduma wurde von mir an Ort und Stelle entlassen. Dem Häuptling Lobe von Song Bekim gab ich den Auftrag, alle Waren durch seine Leute nach meiner Faktorei Dehane zu schicken, für welche Hilfeleistung ich ein fürstliches Geschenk in Aussicht stellte.

Da der Händler noch einen Fehlbetrag von etwa 30 Mark zu decken hatte, so ließ ich ihm die Wahl, die Waren entweder herbeizuschaffen oder auf die Militärstation nach Lolodorf zu spazieren, wo, wie ich überzeugt war, der Stationschef nicht viel Federlesens mit ihm machen würde.

Iduma fürchtete die Station mehr als das Bezirksamt, und nachdem er mit sich zu Räte gegangen war, überreichte er mir seine schriftliche Entscheidung, die ich im Wortlaut folgen lasse.

„Mein libre big massa

du solen reden freuntlich zu deinem hendler isaak, mache mir nicht so much scham for die buschnigger und fer-giep mich siben Mahl siben siben, soh ich dich werte

Zahlen und du werden haben all money zurüg, ich nig like dem governor er geben quick twenty five und das nich good for iduma, du mir schreiben das nich züren mit deinem Knächd ich dir all wiöder geben. Dein libre händler unt freunt isaak Iduma.“

Der Kerl sah ein, daß er bezahlen mußte, und ich gab ihm vier Wochen Zeit, die Waren oder das Geld dafür herbeizuschaffen und in Dehane abzuliefern.

Froh, diese Geschichte in Ordnung gebracht zu haben, marschierte ich gegen 9 Uhr früh von Song Bekim nach Bipindi. Die Entfernung beträgt ungefähr $1\frac{1}{2}$ Stunden.

In Bipindi wollte ich einen Bekannten, Herrn Jenker, besuchen.

Jenker ist der älteste Afrikaner und Küster. Seit über zwanzig Jahren in den Tropen kennt er Kamerun wie kein zweiter, und was der Mann durch Tatkraft und Ausdauer geleistet hat, das steht einzig da. Angefeindet von vielen Seiten, verfolgt von Mißgunst und Neid ist er unbekümmert seinen Weg gegangen, und es wäre nur zu wünschen gewesen, daß ihm auch der Lohn zuteil geworden wäre, den er reichlich verdient hat. Es ist nicht zu verwundern, wenn ein Mensch durch stete kleinliche Plackereien verbittert wird. Ist Jenker überall vergessen oder totgeschwiegen worden, die Wissenschaft kennt ihn; denn was der einfache Mann zur Erforschung der fauna und flora Kameruns getan hat, dessen kann sich so bald kein anderer rühmen.

Bipindi liegt an dem großen Karawanenwege, der von den Küstenplätzen Kribi, Plantation und Longji nach Solodorf, Bule und Jaunde führt.

Drei Tagereisen von der Küste entfernt hat Zenker auf dem linken Ufer des Lukundje, der zwei Stunden südlich von Klein-Batanga sich in das Meer ergießt, seine Besitzung. Hier haust er seit Jahr und Tag mit seiner Frau und seinen drei Sprößlingen.

Ein steinernes Wohnhaus, aus selbstgebrannten Ziegeln erbaut, eine massive Küche, das Lager und die Ställe bilden die Baulichkeiten seiner Besitzung und liegen inmitten einer kleinen Farm, auf welcher Zenker allerhand Gemüse baut und auch Kakao angepflanzt hat.

„Nsu la bongö“ — hol über — riefen meine Leute, als wir den Fluß erreichten, wo Zenkers Farm vom jenseitigen Ufer winkte.

Ein Hauptmann der Schutztruppe hatte vor vielen Monaten an dieser Stelle den Fluß überbrückt und sah mit Stolz sein Werk, das für eine Ewigkeit erbaut schien.

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Kaum hatte die Schutztruppenabteilung die Küste erreicht, als die Brücke aus Sehnsucht nach ihrem Schöpfer sich gleichfalls auf den Weg zur Küste machte. Ein Hochwasser nahm sie hinweg.

Der schwarze Fährmann auf schwankendem Kanu versieht wie früher wieder sein Amt, oder auch nicht; denn oft, wenn man ihn braucht, kann man stundenlang warten, ehe der Wackere kommt.

Vergebens war auch diesmal das Schreien und Brüllen meiner Leute; niemand ließ sich am andern Ufer sehen.

Die Sache fing an langweilig zu werden, und ich beauftragte Alegobane, hinüberzuschwimmen und das Kanu zu holen. Doch obwohl er ein tüchtiger Schwimmer war, hatte mein Koch Bedenken, da die Flüsse Kameruns der vielen Krokodile wegen nicht ungefährlich sind.

Nach meiner Ansicht war eine Gefahr jedoch infolge des starken Verkehrs, der täglich an diesem Flußübergang herrschte, und der starken Strömung wegen ausgeschlossen.

Ich zog also Schuhe und Strümpfe aus, befahl meinen Leuten, zu warten, stieg ein wenig oberhalb des Flusses ins Wasser und schwamm, von der Strömung getrieben, dem andern Ufer zu. Hinter mir plätscherte Alegobane, dessen Bedenken geschwunden zu sein schienen, und der seinen Massa nicht im Stich lassen wollte. Treue Seele! Ich beschloß, bei der nächsten Gelegenheit einmal fünf grade sein zu lassen. Ohne Unfall erreichten wir beide das Ufer. Alegobane band das Fahrzeug los, und die Leute wurden in kleinen Abtheilungen herübergeholt.

Als die letzten aus dem Boot stiegen, erschien der Führer und mußte einen gehörigen Rüssel einstecken. Zu meiner großen Enttäuschung erfuhr ich von dem Mann, daß Jenker nicht anwesend, sondern vor drei Tagen nach Kribi gegangen sei.

So sprach ich denn bei seiner Frau vor, die mich von einer früheren Begegnung her wiedererkannte und im Namen ihres Mannes willkommen hieß.

Kein Europäer geht bei Jenker vorüber, ohne ihn zu begrüßen, und alle werden von ihm mit der bekannten in Afrika üblichen Gastfreundschaft aufgenommen.

Viele haben Zenkers Freundlichkeiten übel gelohnt und Böses über ihn geredet, und nicht scharf genug kann eine solche Gesinnungsroheit verurteilt werden.

Frau Zenker hantierte bei meiner Ankunft geschäftig in ihrer Wirtschaft; ruhig und freundlich hieß sie mich willkommen, und ihre kleinen lustigen Jungens kamen herbeigesprungen, mich zu begrüßen und mir die Hand zu reichen.

Da Zenker ein geborener Sachse ist, stand bald ein Täßchen „Heeßer“ vor mir, den „Mammi“ Zenker schnell bereitet hatte, und gern nahm ich das freundlich Dargebotene an. Die Jungens erzählten von „Da“ und zeigten mir stolz die ganze Wirtschaft und Anpflanzung.

Ehe ich mich auf den Weitermarsch begab, schrieb ich ein paar Zeilen an den abwesenden Hausherrn und übergab seiner Frau den Brief zur Bestellung, die sehr erstaunt war, daß ich so rasch weiter wollte.

Am Flußufer hatten sich die Träger gelagert und erwarteten meine Rückkehr. Alegobane meldete mir, daß von der Küste her ein Weißer mit seiner Frau, einer schönen weißen Mammi, käme.

Ein Weißer mit Frau, das war ein Ereignis. Ich erkundigte mich eingehender und erfuhr, daß die Betreffenden vor vier Tagen von Kribi abmarschirt seien und sich auf dem Wege nach Lolodorf befanden. Eingeborene, die ebenfalls von der Küste kamen, hatten sie überholt und trugen die Nachricht voraus. Daß ein Weißer kam, war hier auf dem großen Karawanenwege nicht besonders verwunderlich, daß sich aber auch eine weiße Frau in den Urwald wagte, das war höchst seltsam und klang ziemlich unwahrscheinlich. In ganz Kamerun befanden sich nur sechs weiße Frauen;

wer also konnte diese sein? Ich fragte Allegobane nach dem Namen; unmöglich konnten die Reisenden aber so heißen, wie mein Koch behauptete, denn einen solchen Namen gab es einfach nicht. Ich sann nach; — ja, so konnte es nur sein; niemand anders als Herr v. Ottegraven mit seiner jungen Frau, die kürzlich aus Europa herübergekommen waren, um sich in Kamerun anzukaufen, und sich nun vermutlich auf dem Marsch befanden, Land und Leute kennen zu lernen.

Da die Reisenden sich schon vier Tage lang unterwegs befinden sollten, so konnten sie nicht weit entfernt sein, denn gewöhnlich rechnet man von Kribi bis Bipindi für eine beladene Karawane drei Tagereisen; ich selbst hatte den Weg schon einmal in knapp $1\frac{1}{2}$ Tag gemacht, noch dazu mit über 40° Fieber.

Ich kannte weder Herrn v. Ottegraven, noch seine Gattin, hatte aber selbstverständlich trotz meiner Weltabgeschlossenheit in Dehane dank dem in Kamerun vorzüglich arbeitenden Telegraphen des Küstenflatsches von ihrer Anwesenheit Kunde erhalten.

Kaum hatte Herr v. Ottegraven seinen Fuß auf Kameruner Boden gesetzt, so wußte die Fama auch schon die abenteuerlichsten Dinge zu melden. Bekanntlich sind es aber nicht die schlechtesten Früchte, woran die Wespen nagen darum beschloß ich, dem Ehepaar entgegenzuziehen, um mir die Leutchen einmal anzusehen.

Die Träger waren mit dem kleinen Umwege ganz einverstanden. Weiße Männer konnten sie oft genug sehen, öfter als ihnen manchmal lieb war, eine weiße Mammi sehen, war aber der höchste der Genüsse.

Ulegobane fletschte vor lauter Vergnügen die Zähne, als er meine Absicht erfuhr, und sein Mund schien die bedenkliche Absicht zu haben, sich bis zu den Ohren zu erweitern.

Bedime erhielt den Auftrag, die tête zu nehmen und mir sofort zu melden, wenn er die Reisenden sähe. Ulegobane und ich beschloßen den Zug.

Stunde auf Stunde verrann; kein Weißer ließ sich blicken. Kurz nach 5 Uhr abends kam Bedime angekeucht: „Oë, Massa! White mammi me look her; Oë!“ „Hast du auch den weißen Mann gesehen?“ fragte ich. „No. Only white mammi; that's all. Oë!“

Wie ich dann weiter vernahm, lagerten die Weißen am jenseitigen Ufer eines kleinen Flüsschens, hatten ihr Zelt aufgeschlagen und befanden sich just beim Mahle.

Salonfähig war ich nach dem wochenlangen Marsch durch den Urwald grade nicht; schnell ließ ich mir mein Jackett reichen, und wer ist so wenig eitel, um selbst mitten in der Wildnis, bevor er einer Dame entgegentritt, nicht rasch mit der Hand durch das lange Haupthaar und den Bart zu fahren, die Gamaschen hochzuziehen und den Hut zurechtzusetzen. So; und nun los.

Langsam und vorsichtig balancierten meine Träger einzeln über den Baumstamm, der den Fluß überbrückte. Dicht am andern Ufer saß nach beendeter Mahlzeit Frau v. Ottegraven auf einem Feldstuhl, neben ihr stand hemdärmlich der hochaufgeschossene Gatte; beide betrachteten mit Interesse meine stumm vorüberziehenden Leute. Endlich kamen Ulegobane und ich an die Reihe.

Eingedenk eines Unglücks, das er kürzlich angerichtet hatte, ersuchte ich meinen Koch voranzugehen, denn ich hatte keine Lust, vor den Augen des zuschauenden Ehepaars von dem Baumstamm ins Wasser zu fallen. Allegobane dagegen dachte: „Ehre, wem Ehre gebührt“ und wollte mich vorangehen lassen, und wer weiß, wie lange wir beide uns noch bekomplimentiert hätten, wenn ich ihm nicht schließlich ein energisches „go on!“ zugerufen hätte.

Als ob ich mein Lebtag nichts anderes getan hätte, als Flüsse auf Baumstämmen zu überschreiten, so sicher spazierte ich nun hinüber.

Etwa 100 Meter vom Fluß entfernt ließ ich halten; mein Zelt wurde aufgeschlagen, ein Boy mußte mir Wasser holen, reine Wäsche wurde hervorgesucht, kurz ich machte mich fein für den Besuch bei den Europäern. Zuvor entsandte ich Allegobane mit der Anfrage, ob es den Herrschaften genehm sei.

Die Antwort fiel bejahend aus, und Herr v. Ottegraven folgte meinem Koch auf dem Fuße, um mich zu begrüßen und seiner Gattin zuzuführen.

Bald saßen wir zu dreien in eifrigem Gespräch und ich mußte viel erzählen, hörte aber viel lieber der reizenden Frau zu, die heiter und guter Dinge war und so lebenswürdig zu plaudern verstand, wie eben nur eine Dame von Welt.

Bedime, der mich schon lange umkreiste, hielt mir plötzlich eine Zigarre entgegen, die ich gegen meine Gewohnheit vergessen hatte; auch dem andern Weißen reichte mein headman großmütig eine, fühlte sich jedoch veranlaßt, dabei zu bemerken: „Über nur eine. Mein Massa zählt

die Zigarren und wenn eine fehlt, dann denkt er, ich habe sie geraucht!“ Es war gut, daß Ottegravens beide nicht genau verstanden, was der Mann in seinem unglaublichen Küstenenglisch vorbrachte.

Es begann dunkel zu werden, und Alegobane erschien, um sich nach der Zusammensetzung des heutigen Menüs zu erkundigen.

Ich bat Frau v. Ottegraven um ihre Befehle, indem ich die Hoffnung aussprach, die Herrschaften als meine Gäste betrachten zu dürfen.

Nur zögernd erhielt ich die Zusage, und wir einigten uns schließlich dahin, daß ich das Essen liefern sollte, während sie die Sorge für die Getränke übernahmen.

Schnell gab ich Alegobane die nötigen Anweisungen, bediente mich dabei aber aus gewissen Gründen der Bakofosprache, da ich eine kleine Überraschung für meine Gäste plante. Dabei ahnte ich freilich nicht, wie sehr ich selbst überrascht werden sollte.

Kurz hinter Bipindi hatte ich zwei Papageien und einen prächtigen Fasan geschossen. Alegobane sollte also zuerst mit einer Papageibouillon aufwarten und darnach Fasanenbraten mit Konservengemüsen servieren, womit ich hier im Urwalde Ehre einzulegen gedachte, zumal die ganze Ottegravensche Mahlzeit vorher nur in Konservenkrebs-suppe bestanden hatte.

Alegobanes Ehrgeiz reichte aber noch weiter.

Mein Menü erschien ihm entschieden kärglich und aus eigner Machtvollkommenheit schob er daher noch einige Gänge ein. Es dauerte auch länger als gewöhnlich, bis er mir melden konnte, daß alles fertig sei. Auf kleinen

Kisten wurde nun der Tisch gedeckt, und unser Diner begann programmäßig mit einer mit Ei abgezogenen Papageisuppe. „Wo mag der Kerl nur die Eier herhaben?“ dachte ich und sah Allegobane fragend an, der geheimnisvoll lächelte.

Darauf erschien er mit beefsteak à la tartare; ich war baff. Allegobane machte ein Gesicht wie eine Sphinx.

Nicht minder überrascht als ich war das Ehepaar, das gern ergründet hätte, auf welche Weise ich mich in den Besitz frischen Fleisches gesetzt hatte. Doch was sollte ich sagen? Ich nahm mir also meinen Koch zum Muster, lächelte gleich ihm geheimnisvoll und erwiderte: „Amtsgeheimnis, meine Herrschaften! Warten Sie nur gütigst noch die folgenden Überraschungen ab.“ Den lecker mit Essig, Pfeffer, Salz, Zwiebeln, je einem Gelbei und gerösteten Brotschnitten servierten Beefsteaks folgte endlich der Fasan, gegen den jedoch der selige Methusalem, als er zu seinen Vätern versammelt wurde, ein Jüngling gewesen sein muß, so daß ich im stillen Allegobanes Beefsteakidee höchlichst pries.

Den Schluß machte eine Schüssel Krausgebäckenes, eine Spezialität meines Kochs, und statt des Kaffees nahmen wir mit Thee vorlieb.

Mit Vergnügen konnte ich feststellen, wie es meinen Gästen mundete; ein solches Menü hatte keiner vorausgesetzt. Eine fröhliche Stimmung griff Platz, die durch eine Flasche Pommery aus den Ottegravenschen Vorräten noch erhöht wurde. Aus der einen Flasche wurden mehrere, und die Lobsprüche meiner Gäste auf Allegobane so lebhaft, daß es mir ein sehr beruhigender Gedanke war zu wissen, daß der also Gepriesene von den deutschen Reden kein Wort

verstand. Eine Forderung nach höherem Lohne wäre sonst unweigerlich eingetreten.

„Auf Ihren Teufelskoch müssen wir noch eine Extraflasche trinken,“ meinte Herr v. Ottegraven mit einem fragenden Seitenblick nach seiner Gattin, und trotz deren Mahnen und Abraten perlte bald wieder das schäumende Getränk in den ungefügigen Wassergläsern. Dazwischen wurde Hennessy getrunken, dann wieder Sekt und so fort.

Wir beiden Herren befanden uns bald mitten im schönsten Kneipen, und Ottegraven steuerte stark auf den „Seid umschlungen Millionenzustand“ los, und fing bereits an, seine Frau und mich zu verwechseln. Meinem Koch hielt er eine donnernde, leider — weil ganz unverständlich — wirkungslose Rede, kam dann auf seine enormen Körperkräfte zu sprechen und wollte sich eben als „Abs in der Wildnis“ produzieren, als ich doch den Zeitpunkt zum Auseinandergehen für gekommen hielt, sonst hätte er Alegobane zum Preisringen herausgefordert.

Die junge Frau stellte sich spaßhaft unglücklich über ihren Herrn und Gebieter, und versicherte mit komisch drohender Stimme einmal über das andere, von jetzt ab werde sie aber die Getränke unter ihre Aufsicht nehmen.

Nachdem der Ausbruch am folgenden Morgen auf $\frac{1}{2}$ 7 Uhr festgesetzt worden war, trennten wir uns und begaben uns zur Ruhe.

Längst war ich zum Abmarsch bereit, als das Ehepaar endlich auf der Bildfläche erschien. Langsam, furchtbar langsam ging es bei ihrer Karawane her; erst gegen neun Uhr marschierten wir los.

Mlegobane, der den Reigen eröffnete, stöhnte plötzlich herzbrechend, und teilnahmsvoll erkundigte ich mich nach der Ursache seines Leiden.

„Oë, Massa! Warum haben wir keine weiße Mammi?“ Mein Koch liebte es ganz wie der biedere „Johann“ in Deutschland per „wir“ zu sprechen. „Wir sind doch viel reicher! Kaufe doch dem Weißen seine Mammi ab!“

Frau v. Ottegraven, der es gelang, in den Sinn dieser dunklen Rede einzudringen, freute sich königlich über die Naivität meines Kochs.

„Komm in unsere Faktorei,“ lud Mlegobane sie ein. „Wir haben viele Waren, viel Essen, viel große Pflanzung, and we like you too much!“

Raus wars; mein Herr Koch war verliebt.

Ich brachte den Liebesritter sogleich auf andere Gedanken, indem ich mich des großartigen Beefsteaks erinnerte und nun von ihm zu wissen wünschte, woher er das Fleisch dazu genommen habe.

„Massa, das war von dem Affen, den du früh in Song Bekim geschossen hattest.“

„So — o — o! — Und die Eier?“

„Die habe ich in Bipindi bei Mammi Jenker gefunden.“ In Wirklichkeit hatte er sie natürlich aus dem Hühnerstall gestohlen!

O Mlegobane! Mlegobane!

Er war mit seinem Herrn, der auf das Gespräch über den „Kauf“ der weißen Mammi so gar nicht eingegangen war, scheinbar recht unzufrieden, und versuchte es noch mehrfach, auf dieses ihn sehr fesselnde Thema zurückzukommen. Ob er bei seinen stets mit „wir“ zum besten

gegebenen Liebesversicherungen mich einfach mit einrechnete, oder im pluralis majestatis sprach, lasse ich unentschieden. Im ersteren Fall handelte er etwas eigenmächtig, wie er es überhaupt gern tat.

Soweit reichte das Küsten-Englisch-Verständnis der jungen Frau schon, und sie amüsierte sich herzlich über Alegobanes Liebestollheiten.

In gemächlichem Tempo ging unser Marsch nun denselben Weg nach Vipindi zurück, den ich am Tage vorher gemacht hatte. Und wenn wir heut fast die doppelte Zeit gebrauchten, wie ich Tags zuvor, so war es eben dem Umstand zuzuschreiben, daß sich eine Dame bei der Karawane befand und auch Ottegraven selbst noch nicht im Training war. Dazu kamen noch die Nachwehen des überstandenen Trinkgelages.

Als wir endlich am späten Nachmittage Jenkers Farm erreichten, da zeigten die Träger der Ottegravenschen Expedition nicht übel Lust, umzukehren und das Ehepaar zu verlassen. Schon auf dem Marsche hatte ich bemerkt, daß die Leute sich auffällig benahmen und geheimnisvoll miteinander flüsterten. Und ehe wir den Lukundje im Boot überschritten, meldete Alegobane mir, daß die Mabealeute, eben die Ottegravenschen Träger, beschloßen hätten, in der kommenden Nacht davonzulaufen. Der Weg bis zur Küste war nur kurz; und jeder Schwarze hatte schon seinen Lohn für einen vollen Monat im voraus erhalten. Warum sollten sie sich also noch länger plagen? Ich kannte diese diebischen, verlogenen, feigen und unzuverlässigen Küstestämme zur Genüge, um zu wissen, daß die Leute ihr Vorhaben auch ausführen würden, wenn keine Vorsichtsmaßregeln getroffen würden.

Im Interesse des mit den Verhältnissen noch wenig vertrauten Ehepaares verhandelte ich mit den Trägern und versuchte sie umzustimmen. Allein gar bald merkte ich, daß mit Verhandlungen nichts zu erreichen war. Die Nigger mußten merken, wer hier Herr war. Ottegraven war mit den Leuten viel zu glimpflich umgegangen, und hatte allen noch so unverschämten Forderungen jedenfalls immer bereitwillig nachgegeben, von der falschen Annahme ausgehend, hierdurch am ersten mit der schwarzen Gesellschaft fertig zu werden.

Viele Europäer haben ihre anfängliche Behandlungsweise der Schwarzen von Grund auf ändern müssen, nachdem sie durch eigene unangenehmste Erfahrungen zu der Überzeugung gelangt waren, daß Neger eben als Neger und nicht als den Weißen gleichgeartete und ebenwertige Menschen anzusehen sind.

Innerhalb einer Stunde war der Übergang über den Fluß bewerkstelligt. Am andern Ufer wurden die Zelte aufgeschlagen und alles für das Nachtlager hergerichtet.

Unter den Ottegravenschen Leuten war auch eine schwarze Frau, das Weib des Headmans. Wenn es mir gelang, das Fortlaufen dieser Person zu verhindern, dann war ich auch der übrigen Leute sicher. Es gab ja sichere und ganz einfache Mittel, um die Flucht der Frau unmöglich zu machen, aber auf Grund der Eingebornenpolitik, die der damalige Bezirksamtmanu trieb, mußte ich in der Wahl der Mittel äußerst vorsichtig sein, wollte ich mir nicht eine Anklage wegen Freiheitsberaubung oder ähnlicher Untaten zuziehen. Auf die Wachsamkeit meiner eignen Leute konnte ich mich — bis zu einem gewissen Grade. — ver-

lassen, da sie den Mabealeuten liebend gern einen Stein in den Weg gelegt hätten. Doch mußte ich auch bedenken, daß ich am folgenden Tage einen weiten Marsch vorhatte, der auf unbegangenen Pfaden durch schwieriges Gelände führte, wozu ich ausgeruhter Leute bedurfte.

Die eine Hälfte meiner Leute stationierte ich am Abend unter Alegobanes Oberhoheit an der Überfahrtsstelle am Flußufer, wo sie kampieren sollten, und ordnete an, daß immer einer von ihnen zwei Stunden lang die Wache zu halten habe; der andere Trupp sollte in der Nähe meines Zeltes die Mabeafrau bewachen. Alegobane und Bedime, die Führer der beiden Feldlager, machte ich für das Gelingen verantwortlich und spornte ihre Wachsamkeit durch Aussetzung einer Belohnung an.

Wir gingen zeitig zur Ruhe. Wenn die Flucht überhaupt stattfand, so wurde der Versuch dazu um die frühe Morgenstunde unternommen. Fürs erste konnten wir also ziemlich sicher sein.

So schlief ich denn — vollständig angezogen — auf meinem Feldbett bald ein. Gegen Morgen öffnete ich plötzlich durch ein ungewohntes Geräusch vollkommen munter die Augen. Unter einem leisen Schritt knackte soeben ein dürrer Zweig.

Ich sprang sofort auf und griff nach der neben mir liegenden Büchse. Als ich aus dem Zelt trat, sah ich einen dunklen Schatten vorüberhuschen, der von dem Platz kam, wo meine Leute lagerten. Der scharfe Knall meines Gewehres, das ich zur Alarmierung abschöß, brachte alle schnell auf die Beine und ehe ich noch eine Frage nach dem Verbleib der schwarzen Frau richten konnte, hörte ich von

Bedime, dem verantwortlichen Redakteur, den Schreckensruf: „Oë! them woman no live!“

Jetzt hörte man auch schon Rufe und Geschrei vom Fluß her; ich dirigierte Bedime mit den Leuten schleunigst nach der Stelle und eilte selbst hin, um die Sachlage festzustellen.

Eine regelrechte Keilerei war da im schönsten Gange! Alegobane und seine Untergebenen prügelten sich mit den ausreißenden Mabealeuten, daß es ein Vergnügen war. Bedime griff mit seinen Hilfstruppen sofort energisch in die tobende Männerschlacht ein, und die numerische und physische Überlegenheit meiner Leute entschied auch bald den Kampf. Die Mabea, als sie ihre ganz gehörige Tracht Prügel weg hatten, sahen die Erfolglosigkeit ihres Fluchtversuches ein, und ergaben sich resigniert in die veränderte Lage der Dinge. Alegobane und Bedime fühlten sich stolz als die Herren der Situation und markierten das in einer selbstgefällig gespreizten Haltung.

Wie war es nur möglich gewesen, daß die Bande um ein Haar entflohen wäre? Ganz einfach! Anstatt die Frau zu bewachen, schlief Freund Bedime mit den Leuten um die Wette wie ein Murmeltier. Alegobane, der bei der Flußabteilung im kritischen Augenblick die Wache hatte, zeigte sich anstelliger. Noch ehe mein Alarmschuß ertönte, hatte er verdächtige Anzeichen bemerkt. Er weckte die Schläfer sofort, und als die Flüchtenden sich dem Ufer näherten, warf er sich ihnen entgegen. In demselben Moment „sprach“ mein Gewehr.

Der Vorfall fand gegen $\frac{7}{2}$ 5 Uhr früh statt und die abnehmende Mondsicke! verbreitete gerade noch genug Licht,

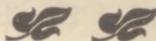
um die wilde Kampfszene magisch und effektiv voll zu beleuchten.

An Schlafen war natürlich nun nicht mehr zu denken. Ottegraven hatte sich, durch den Lärm erweckt, nach der Ursache der Störung erkundigt und war sehr erfreut, für diesmal seiner Leute noch nicht verlustig gegangen zu sein.

Außer verschiedenen Beulen, mit denen die Kämpfer umherspazierten, hatte keiner ernstlich Schaden genommen. Sieger und Besiegte saßen bald nachher einträchtig um lodernde Feuer und kochten sich ihr Frühstück.

Um sechs Uhr brachen beide Karawanen auf. Nur kurze Zeit noch konnte ich dem Ottegravenschen Ehepaare das Geleit geben. Ein kurzer herzlicher Abschied; dann mußte geschieden sein, und ich war wieder mit meinen Schwarzen allein.

In zwei Tagen erreichte ich Dehane, meine Inspektionsreise war beendet.



Eine Flußpferdjagd.

Tiefe nächtliche Stille hüllte die Erde ein. Wie ausgestorben erschien der Urwald. Nur hin und wieder traf das Ohr der krächzende Schrei eines traumverlorenen Papageis, der, in dem hohen Blätterdach eines Wollbaumes verborgen, vor den Nachstellungen seiner Feinde sicher ruhte.

Vom Firmament erstrahlte das silberne Licht des Mondes und zauberte gespenstische Schatten auf den träge dahinfließenden Njong.

Ich blickte von der Veranda meiner Faktorei in die Nacht hinaus. Kaum ein Stern ist am weiten Himmelszelt zu erblicken; in dem klaren Schein des Mondes verblaffen die kleineren nächtlichen Himmelslichter.

Ein linder Hauch, der in den Wipfeln der Urwaldsriesen spielt, umschmeichelt kühlend die heiße Stirn. Dumpf und schwer ist die Luft in dem Gemach, wo ich hinter engmaschigem Moskitonez vergeblich den Schlaf erwartet hatte.

Ruhe allüberall; es schliefen meine Neger in ihren Hütten rings um die Faktorei; es schlief der Wald und der Fluß. Und hinüber flogen meine Gedanken, hinüber über

das Weltmeer, das mich von der Heimat trennte. Auch dort war Ruhe und Frieden über die Lande gebreitet, und der Mond wob seinen silbernen Schleier und bedeckte alle Müden.

Da — — — durch die Stille der Nacht drang über den Fluß der geängstigte Schrei eines Affen, schrill und wie in Todesnot. Hunderte seiner Stammesgenossen antworteten, jählings aus dem Schlaf erwacht, und das Brechen und Knacken dürrer Zweige zeigt an, daß die aus ihren Träumen aufgeschreckte Herde von Baum zu Baum springend vor einem unbekanntem Feinde entflieht. Die gefiederten Urwaldbewohner flattern aufgeschreckt und ängstlich kreischend von ihren Ruheplätzen empor; dazwischen läßt sich das zornige Gefauche eines auf Raub ausgehenden Leoparden vernehmen. Wie mit einem Schlage ist die Ruhe gestört. Aufgeregt blöken die Schafe und meckern die Ziegen in ihren Ställen, die sich in der Nähe meines Wohnhauses befinden. Gackernd flattern die Hühner von ihren Stangen, schlaftrunken schüttelt der Hahn sein Gefieder, und da er die frühe Morgenstunde gekommen wähnt, läßt er seinen lauten Weckruf ertönen.

Aus den Hütten meiner Leute dringt ein Durcheinander von Stimmen, das mir ihr Erwachen anzeigt. Laut und verdrossen schimpfen sie über die nächtliche Störung, hüllen sich dann fester in ihr langes Lendentuch und versuchen wieder einzuschlafen.

Fast ebenso schnell wie der Lärm entstand, scheint er zu verschwinden. Hier und da noch ein kurzes Gezänk der schwahlustigen Papageien in den Baumwipfeln; dann zieht die unheimliche Fledermaus wieder ihre Kreise, und Urwald und Faktorei versinken aufs neue in Schlummer.

Mein bißchen Müdigkeit aber war fort. Meine Gedanken waren aus dem deutschen Vaterlande zurückgekehrt; die Wirklichkeit hatte mich wieder.

Da an keinen Schlaf mehr zu denken war, so beschloß ich, einen langgehegten Plan zur Ausführung zu bringen.

Dringende Geschäfte riefen mich nach Malimba und Duala. Aus Zeitmangel hatte ich mein Vorhaben immer und immerwieder aufschieben müssen. Binnen kurzem wollte ich aber die Reise unternehmen, und da ich in den nächsten Tagen keine Karawane in meiner Faktorei Dehane zu erwarten hatte, auch die Plantage meine Anwesenheit nicht allzu dringend erforderte, so beschloß ich kurzer Hand die Reise noch in dieser Nacht anzutreten. Die Vorbereitungen für einen schnellen Aufbruch und eine mehrtägige Abwesenheit waren schon seit längerer Zeit getroffen.

Ich weckte sogleich meinen weißen Assistenten und teilte ihm den Plan mit. Brummend ob der ungewohnten nächtlichen Störung erhob sich Herrich von seinem Lager, um die Leute zu wecken, die mich auf der Reise begleiten sollten, und darüber zu wachen, daß alle nötigen Sachen in das Kanu gebracht wurden, welches sich in einer kleinen Bucht des flusses befand. Während mein weißer Faktoreigenosse so die letzten Vorbereitungen für meine etwa fünftägige Reise traf, hatte ich den Schlafanzug mit dem Buschkostüm vertauscht, und begab mich, von meinem Koch begleitet, der Gewehr und Munition trug, nach der Stelle am Fluß, wo das Reiskanu lag.

Der Weg von Dehane nach Malimba beträgt etwa 100 Kilometer, wovon 56 Kilometer von Dehane bis Klein-Batanga zu Wasser zurückgelegt werden mußten.

Ulegobane, mein Faktotum, den der liebe Leser bereits kennt, kommandierte die übrigen Neger wie ein verdrossener Feldherr nach verlorener Schlacht. So mitten in der Nacht aus süßestem Schlummer geweckt zu werden, war absolut nicht nach seinem Geschmack, und da er seine Verdrossenheit nicht an mir auslassen konnte, mußten, die Stammesbrüder seinen ganzen Groll fühlen.

Endlich lag das Fahrzeug zur Abreise bereit. Sechzehn schwarze Gestalten warteten mit erhobener Paddel, daß ich auf dem mir in der Mitte des Kanus bereiteten Lager Platz nehmen sollte.

„Canoe allright, massa,“ meldete Ulegobane.

Ich bestieg das schwankende Eingeborenenboot. Gemächlich nahm die Rudermannschaft ihre Plätze ein; nur Ulegobane, der bei solchen Gelegenheiten stets das Steuer zu führen hatte, bezeigte absolut keine Lust, seinen verantwortlichen Ehrenposten einzunehmen. Wie gewöhnlich versuchte er, sich mit allerhand Ausreden von der nächtlichen Exkursion zu drücken. Als ich ihn aber schließlich ebenso höflich wie eindringlich ersuchte, gefälligst umgehend seinen Platz einzunehmen, vermochte er doch meinen überzeugenden Bitten und Vorstellungen nicht zu widerstehen.

Von den kräftigen Ruderschlägen meiner schwarzen Mannschaft getrieben, schoß das leichte Boot aus der kleinen Bucht auf den Fluß hinaus und nahm seinen Weg, die Mitte des Njong haltend, abwärts nach Klein-Batanga.

Wie ein Pfeil flog es leicht über das Wasser; taktmäßig setzten die Paddeln ein und Ulegobane hatte Mühe, die Richtung innezuhalten.

Auf einer aus trockenen Bananenblättern hergestellten Matratze lag ich ausgestreckt in bequemer Stellung; neben mir zur Linken die geladene Büchse, vor und hinter mir meine Leute; dazwischen die wenigen für eine Expedition unentbehrlichen Sachen, sowie Proviant für die nimmer-satten Schwarzen.

Es war kurz nach Mitternacht; wenn alles gut ging, mußte ich gegen halb fünf Uhr früh in Klein-Batanga sein.

Kühlend wehte uns ein Wind entgegen und erfrischte den durch die Tagesglut erschlafften Körper, der sonst in der dumpf drückenden Luft des nächtlichen Urwaldes im Schlaf vergeblich Erholung sucht. Die frische Brise brachte mir jetzt den entbehrten Schlummer. Müde schlossen sich die Augen, und die Wirklichkeit entschwand mehr und mehr dem Erkennungsvermögen. Nebelhafte Bilder umgaukelten meine Sinne und trugen mich in ein fernes Traumland.

Ich stand auf hoher Bergespitze und sah die heimatischen Täler zu meinen Füßen von einer schwarzen Menschenmasse bevölkert. Nicht die wohlvertrauten Klänge unsrer lieben deutschen Sprache trafen mein Ohr; die Leute unterhielten sich in den schwerverständlichen Kehllauten der afrikanischen Dialekte.

Tief unten im Tale vor mir lag ein Städtchen mit großem freiem Platze. Dort tummelte sich das schwarze Volk in dichtem Gedränge. Ein goldner Thron erhob sich inmitten des Platzes. Hier saß der Herrscher des Volkes, angetan mit seinem phantastischen Kriegsschmuck.

Da war es mir plötzlich, als durchmäße ich die Entfernung in raschem Fluge, und ich stand vor dem Gewal-

tigen, der mit wild rollenden Augen also zu seinen Getreuen sprach:

„Wir kamen in das Land der „Skaven“; wir vertrieben sie aus ihren Wohnsitzen und machten uns zu den Herren des Landes! Wahrlich, wir trauten ihnen nicht, und waren nicht in dem Wahn befangen, daß wir als Fremdlinge einem jeden von ihnen unser Haupt vertrauensvoll in den Schoß legen durften. Wir wußten, daß unsere Sitten und Gebräuche so himmelweit von den ihrigen entfernt waren, daß keine kurze Spanne Zeit sie auszugleichen vermochte. Da wir den Weißen die Segnungen unsrer Kultur bringen wollten, durften wir bei diesem Volke der Dichter und Denker nicht leise auftreten. Wollten wir des Erfolges gewiß sein, — und warum wären wir sonst in dieses ferne Land gekommen? — so mußten wir das Volk zwingen, sich unsern Anschauungen anzupassen. Und überall dort, wo wir hartnäckigen Widerstand fanden, mußten wir um unsrer selbst willen denselben mit eiserner Hand brechen. Nicht „Macht geht vor Recht“ ist unser Wahlspruch, sondern „Macht verleiht Recht!“

Er schloß. Und das gesamte schwarze Volk, das diese Rede gehört, flattschte dem Sprecher jubelnd Beifall. Ich aber, der die Worte des Königs, obwohl sie nicht in meiner Heimatsprache erklingen waren, doch genau verstanden hatte, verhüllte mein Haupt ob so viel Weisheit eines nach meiner Ansicht tief unter mir stehenden Mannes.

Da plötzlich ein gewaltiges Schreien. Die Masse gerät in Aufruhr und drängt tobend und wild gestikulierend nach der Stelle, an der ich stehe.

Tausende von nackten schwarzen Armen erheben sich drohend gegen mich, den Weißen, der es gewagt hat, unter den Auserwählten zu erscheinen.

Wütend fällt die aufgeregte Menge über mich her, reißt mich zu Boden und heult:

„Nieder mit ihm! Tödet ihn!“

Da erwachte ich aus meinem festen Schlaf.

„Ataë, ataë wogone, Herr, Herr, töte ihn,“ schriean meine Leute und ruderten in wahnsinniger Hast, so daß das Kanu leicht wie eine Möve über das Wasser dahinschoß.

Als ich mich noch schlaftrunken von meinem Ruhelager emporrichtete und hinter mich blickte, wies Alegobane mit ausgestrecktem Arm nach rückwärts und schrie: „Herr, ein Flußpferd!“

Währenddessen ruderte die Mannschaft mit angespannten Kräften und suchte, dem uns in höchster Wut folgenden Tiere zu entkommen. Noch nie hatten die Leute einen solchen Eifer entfaltet, und noch nie war ich mit einer ähnlichen Schnelligkeit wie jetzt in den schmalen Eingeborenenbooten gefahren.

Hochauf spritzte auf beiden Seiten das Wasser durch das schnell aufeinanderfolgende Einschlagen der Paddeln.

Immer schneller, immer rasender wurde unsere Fahrt.

Dabei schriean und heulten die schwarzen Ruderer wie eine Bande wild gewordener Teufel.

Es war eine Jagd um Leben oder Tod. Die geringste Unvorsichtigkeit Alegobanes beim Steuern konnte das Kentern des leichten Fahrzeuges zur Folge haben.

So plump die Flußpferde auf dem Lande erscheinen, so gewandt tummeln sie sich mit ihrem unförmigen Körper im Wasser und verstehen sich mit unglaublicher Geschwindigkeit in dem nassen Element fortzubewegen.

Vertraut mit den Gefahren dieses Landes, erfaßte ich sofort den ganzen Ernst der Lage, in die ich mit meinen Leuten geraten war.

Gedankenschnell sprang ich auf, riß die Büchse hoch und feuerte stehend nach dem uns verfolgenden Tier, das mit gierig geöffnetem Rachen in einer Entfernung von wenigen Metern hinter dem Kanu durch das Wasser daherschloß.

Dies geschah schneller, als es erzählt werden kann. Der Erfolg meines Schusses war ein gänzlich überraschender. Die Arme hoch in die Luft werfend, stürzte Allegobane mit einem durchdringenden Schrei kopfüber von seinem Steuersitz ins Wasser. Auch das Flußpferd war verschwunden; trotzdem schien die Mannschaft ihre Anstrengungen zu verdoppeln, um dem gefährlichen Feinde zu entkommen.

Wie weiland Loths Weib ob ihres Ungehorsams zur Salzsäule erstarrte, so wurde ich vor Schreck über das plötzliche Verschwinden meines Faktotums zu einer Bildsäule.

Es war unmöglich, daß meine Kugel den Mann getroffen haben konnte; über den Kopf desselben hinweg mußte sie in den gewaltigen Schädel des Flußpferdes eingedrungen sein.

„Stop, stop,“ schrie ich mit der ganzen Kraft meiner Lunge, „Allegobane ist ins Wasser gefallen, wir müssen ihn suchen.“ Die Angst vor dem Flußpferd ließ die Leute nicht auf mich hören. Sie ruderten, als ob ihnen der Satan im

Nacken säße. Was fragte die egoistische Bande nach ihrem Landsmann, wenn sie nur das eigene bißchen Leben retten konnte. Nur mit Gewalt konnte ich mir Gehör verschaffen. Kurz entschlossen entriß ich einem die Paddel und schlug sie einigen um die Ohren. Das wirkte und meinem Befehl, die Fahrt zu verlangsamem, wurde Folge gegeben.

Wir befanden uns in der Nähe von Klein-Batanga. Der Njong bildet hier kurz vor seinem Einfluß ins Meer kleine, dicht bewaldete Inseln, zwischen denen viele Flußpferde hausen. Ich hatte also den ganzen Weg von Dehane bis zum Eintreten des aufregenden Ereignisses schlafend zurückgelegt.

Die Gefahr war vorüber; das Verschwinden meines Steuermanns bereitete mir aber keine geringen Sorgen. Die Leute, die sich seine Abwesenheit nicht erklären konnten, ergingen sich in lauten Vermutungen und meinten, das „Seahorse“ — so wird das Flußpferd in dieser Gegend von den Negeren in dem schlechten Küsten-Englisch genannt — habe Alegobane gefressen.

Mittlerweile hatte mein Boot die Fahrt noch mehr verlangsamt.

Um über das Schicksal meines Kochs Gewißheit zu erlangen, gab ich meinen Leuten den Befehl, dem nahen Ufer zuzuhalten, wo das Dorf eines mir bekannten Häuptlings lag.

Noch war es Nacht, — gegen vier Uhr morgens — als ich den Strand betrat. Alles war hier auf den Beinen, denn das Gebrüll meiner Leute sowie der scharfe Knall der Büchse waren durch die Stille der Nacht bis hierher

gedrungen und hatten Männlein und Weiblein schnell ermuntert.

Mit tausend Fragen stürmten die aufgeregten Leute auf mich und meine Mannschaft ein, und der „König“ des Landes mußte erst einige kräftige Püffe und Maulschellen unter seine getreuen Untertanen austeilen, ehe es ihm gelang, bis zu mir durchzudringen.

Mit wenigen Worten teilte ich ihm das Geschehene mit und ersuchte ihn, gleichfalls sofort Nachforschungen nach dem Verbleib Alegobanes anstellen zu lassen.

So schnell, wie ich das wünschte, ging es aber keineswegs, denn Se. schwarze Majestät wollte zuerst haarklein über alle Details unterrichtet werden und seine Neugier befriedigen. Das Schicksal seines schwarzen Bruders schien ihm ebenfalls höchst gleichgültig zu sein.

Es bedurfte erst der eindringlichsten Ermahnungen, um den Häuptling meinen Wünschen geneigt zu machen. Die Aussicht auf eine von mir ausgesetzte Belohnung feuerte die Dorfleute dann endlich an, sich an den Nachforschungen zu beteiligen.

Bis zum frühen Morgen suchte ich in der Nähe der Unfallstelle mit meinen Leuten und den Dorfbewohnern beide Flußufer ab, ob sich irgendwo eine Spur des ins Wasser Gestürzten fände. Wir fuhren in Booten den Fluß auf- und abwärts, aber alle Mühe war vergeblich; Alegobane blieb verschwunden.

Endlich beschloß ich, nach Klein-Batanga weiter zu fahren; die Aufregungen der Nacht und das stundenlange Suchen hatten mich ziemlich mitgenommen. Nach etwa halbstündiger Fahrt legte mein Boot in Batanga an. Wer aber

beschreibt mein Erstaunen, als Alegobane gesund und munter mich empfing.

„Oë, Massa, you live?“ meinte er freundlich grinsend und streckte mir seine Hand entgegen.

Die Lösung des Rätsels gab der glücklich Gerettete bald.

Als ich über den Kopf Alegobanes hinweg nach dem Flußpferd zielte, glaubte dieser im ersten Augenblick, ich wolle ihn erschießen. Der Knall des Schusses erschreckte ihn dann derartig, daß er sich getroffen wähnte, auf seinem schmalen Sitz die Balance verlor und kopfüber ins Wasser stürzte.

In den kalten Fluten kam er schnell wieder zur Besinnung und versuchte, unter dem Wasser schwimmend, das Ufer zu erreichen, was ihm auch gelang. Als er ans Land stieg, waren wir ihm aus dem Gesichtskreis gekommen. Schnell entschlossen wandte er sich auf einem schmalen Pfade, der die einzelnen Dörfer am Ufer miteinander verbindet, flußabwärts, erreichte eine kleine Niederlassung, in der er sich ein Fahrzeug entlieh, und fuhr direkt nach Klein-Batanga, wo er mich zu treffen hoffte.

Da Alegobane an dem nördlichen Ufer ans Land gestiegen war, ich aber bei meiner Nachforschung mich hauptsächlich auf das südliche Ufer, in dessen Nähe die Ereignisse sich abgespielt, beschränkt hatte, und in der Flußmitte sich mehrere den Ausblick hindernde Inseln befanden, so war es leicht erklärlich, daß wir uns verfehlt hatten.

Natürlich war ich froh, meinen Mann heil und gesund wieder zu haben.

Was aus dem Flußpferd geworden ist, vermag ich nicht zu sagen; die Kugel saß; ob die Wunde aber tödlich war, wissen die Götter.

Mlegobane versicherte freilich, ich hätte das Tier zu Tode getroffen. Worauf sich aber seine Vermutungen stützten, konnte er mir nicht angeben, denn das blutig gefärbte Wasser besagte noch nicht viel.

Von Klein=Batanga marschierte ich der Küste entlang bis Malimba, und von hier setzte ich dann meinen Weg wiederum in einem Kanu den Sanaga aufwärts durch den Kwakwa und über das Becken nach Duala fort. Was ich auf der Tour noch erlebte, soll in einem anderen Buche erzählt werden.



In der Barkasse.

Die Angelegenheiten, die mich nach Duala geführt hatten, waren erledigt. Am nächsten Tage beschloß ich, über Malimba und Batanga nach Dehane zurückzukehren. Es traf sich insofern günstig, als gegen 4 Uhr morgens die Barkasse der Baseler Missionsgesellschaft von Duala nach Lobethal gehen sollte, und wenn ich mein Kanu bis dahin ins Schlepptau nehmen ließ, so konnte ich fünf Sechstel des Weges in beschleunigter Fahrt zurücklegen.

Die Mission gestattete mir bereitwilligst, ihr Fahrzeug zu benutzen, und so stand ich zur angegebenen Zeit am Strande, vor mir im Fluß die Barkasse, die aus ihrem Schornstein feurige Funken in die rabenschwarze Nacht blies. Ein Gewirr zankender und freischender Negerstimmen zeigte mir an, daß meine von der Sache verständigten Leute unsere Habseligkeiten unterzubringen beschäftigt waren und das Kanu an dem Schlepptau der Barkasse festmachten.

Da ich keine Lust verspürte, ein Morgenbad zu nehmen und bis an das Fahrzeug zu schwimmen, so rief ich den Leuten zu, mich im Kanu hinüberzurudern. Doch ehe ich mich bei dem Lärm verständlich gemacht hatte, verging

eine kleine Ewigkeit. Endlich holten mich Allegobane und der schwarze Barkassenführer ab.

Ich stieg an Bord des kleinen Schleppers, wo es natürlich sehr viel bequemer für mich war als im Kanu, und fand zu meiner freudigen Überraschung Freund Hein, den Leiter einer Plantage am Sanaga, schon vor.

Das traf sich ja gut.

Hein war gleichfalls auf dem Wege nach Malimba, benutzte wie ich die Barkasse und hatte auch sein Kanu ins Schlepptau nehmen lassen.

Wir konnten uns also während der langen Stunden die Fahrt gegenseitig verkürzen. Da noch nicht genug Dampf im Kessel war, revidierte ich meine Leute im Kanu, um die Häupter meiner Lieben zu zählen. Erstaunlicherweise fehlte keiner, und auch das Gepäck war in schönster Ordnung. Die Sache kam mir ganz unheimlich vor, denn so etwas war mir noch nie passiert. Argwöhnisch beobachtete ich die Leute, wie sie eifrig bemüht waren, so schnell als möglich fortzukommen.

Gegen 5 Uhr war endlich die nötige Dampffspannung im Kessel, und der schwarze Führer, der sich großartig „Kapitän“ nennen ließ, erklärte sich zur Abfahrt bereit.

Hein hatte schon längst mit Mißfallen der Trödelei in dem Dampfboot zugeesehen und machte nun seinem Ärger Luft: „Die Leute sollten nur meine Arbeiter sein; ich würde ihnen schon Beine machen!“ Er hatte ja Recht; aber da es eben doch nicht seine Leute waren, war nicht viel zu ändern.

Der Anker wurde hochgenommen; der Herr Kapitän rief mit Stentorstimme dem schwarzen Maschinisten seine

Kommandos zu, und die Schraube begann sich langsam zu drehen.

Pruschend und keuchend wie ein Asthmatiker setzte sich die klapprige Maschine in Gang. Wir fuhren mit der Flut flußabwärts nach dem Becken zu.

Die Nacht lag noch schwarz über der Gegend; hier und da zeigte ein schwacher Lichtschimmer, wo die Negerhütten und das Ufer sich befanden. Der breite Fluß wälzte sein schmutziges und übelriechendes Wasser träge dem nahen Meere zu.

Außer uns beiden Weißen, dem schwarzen Steuermann und dem Maschinisten befanden sich noch etwa zehn Neger in der Barkasse, die sich bald in allen möglichen und unmöglichen Stellungen zum Schlafen niederlegten oder hockten. Die drei Kanus im Schlepptau — eins der Mission gehörig — waren auch mit Schwarzen bemannt, die wie ihre Brüder in der Barkasse bald schliefen, um nachzuholen, was sie inolge des zeitigen Ausbruchs versäumt hatten.

Den Unterhaltungsstoff für meinen Reisegefährten und mich bildeten die letzten Ereignisse in der Kolonie; leider mußten wir den Tod verschiedener Bekannter konstatieren und waren gerade im Begriff, auf unsern Sitzen noch ein bißchen zu nicken, als die Barkasse plötzlich einen heftigen Stoß erhielt. Wir wurden ein ganzes Ende fortgeschleudert, und die jählings aus dem Schlaf gerissenen Neger bildeten gar einen unentwirrbaren Knäuel von Armen und Beinen. Der Herr Kapitän war gegen den Maschinisten und mit diesem zusammen an den glühenden Kessel geflogen. Allgemeines Schimpfen, Heulen und Kreischen; dazu das Geächz und Gestöhn der schwer arbeitenden Maschine.

„Welcher Satan hatte nur seine Hände wieder im Spiel,“ feuchte Hein und rieb sich die schmerzende, von einer respektablen Beule gezierte Stirn. Doch waren wir beide schnell wieder auf den Beinen, um zu sehen, was es gäbe.

Ein großes dunkles, formloses Ungetüm versperrte der Barkasse den Weg. Auf das waren wir mit aller Wucht aufgerannt.

Bald entpuppte sich das rätselhafte Hindernis als eine Boje, die zur Markierung der Fahrrinne hier verankert lag.

In der unbeschreiblichen Sorglosigkeit der Neger hatte der schwarze Steuermann auf diese Zeichen überhaupt nicht geachtet, war auf seinem verantwortungsvollen Posten einfach eingeschlafen, und das Schiff fuhr nun mit aller Macht gegen das eiserne Ding.

„Mensch! Kerl!“ schnaubte Hein den Schuldigen an. „Wozu bist du denn auf dem Schiff? Wenn du schlafen willst, so schere dich doch in dein Dorf, aber gefährde gefälligst nicht unsre kostbaren Leiber! Willst du zum Satan fahren, wohin du sicherlich gehörst, dann tue es ein ander Mal, zu gelegener Zeit.“ In seinem gewiß berechtigten Zorn war der Scheltende furchtbar komisch. Der Steuermann war übrigens am eignen Leibe schwer genug bestraft worden, denn beim Anprall gegen den glühenden Kessel hatte er sich arg verbrannt. Nun stöhnte und jammerte er vor Schmerzen. Als Hein die Brandwunden an der Schulter sah, verdrauchte sein Zorn ebenso schnell als er gekommen war; er suchte unter seinen Sachen die Medikamente hervor und legte eine lindernde Salbe dem Verbrannten auf.

Unterdessen hatte ich mich des Steuers bemächtigt und führte die zum Glück unbeschädigte Barkasse in das richtige Fahrwasser zurück.

Nach und nach beruhigten sich die Gemüther, nur der Herr Kapitän stieß noch seine schmerz erfüllten „Ahs“ und „Ohs“ aus.

Im Osten färbte sich der Horizont jetzt heller; die Ufer wurden erkennbar, und die ersten Papageien begrüßten den jungen Tag mit lautem Krächzen.

Jetzt übernahm Hein die Führung des Steuers, nachdem er mit einer nicht mißzuverstehenden Gebärde dem schwarzen Führer geraten hatte, sich in die dunkelsten Tiefen der Barkasse zurückzuziehen.

„Ehe es nicht helllichter Tag ist, bekommt der Mensch das Steuer nicht wieder,“ erklärte er bestimmt; „er fährt uns sonst noch in Grund und Boden.“

Der anbrechende Tag sah uns nach guter Fahrt dann weit von Duala entfernt am Rande des Beckens jener großen Meeresausbuchtung, die fälschlich oft als Kamerunfluß bezeichnet wird.

Jetzt wurde dem Schwarzen wieder die Führung unseres Dampfers anvertraut.

Die Boys mußten das Frühstück besorgen, auf das wir uns angesichts des schönen Morgens und unsres guten Appetits ungemein freuten.

Zu tun gab es jetzt nichts, und so ließen wir mit Muße die Blicke hinaus schweifen über die meilenweite Wasserfläche, wo tief am Horizont nur ein geübtes Auge das einfassende Ufer zu erkennen vermochte.

Die Maschine stöhnte und arbeitete weiter. Seequallen stiegen in dem gelben, trüben Wasser auf und ab, und in kindlichem Zeitvertreib versuchten wir von dem niedrigen

Bordrand aus eins dieser klebrigen, gallertartigen Gebilde zu erfassen.

Da — — ein Knirschen, und wir lagen still. Wir hatten mit unserm Steuermann entschieden Pech; denn zur Abwechslung war er diesmal in leichtes Wasser geraten, und die Barkasse hatte sich festgefahren.

„Maschine stopp!“ rief ich dem Maschinisten zu, denn der Herr Kapitän hatte den Kopf verloren. „Langsam rückwärts! Volle Kraft rückwärts!“ Obwohl der Mann an der Maschine die Befehle prompt ausführte, rührte sich die Barkasse doch nicht um einen Millimeter.

„Runter von der Barkasse!“ rief Hein den Schwarzen zu. „Ins Wasser und schieben! Na? Wird's bald?“ und selbst die Langsamsten beeilten sich über Bord zu springen, um mit vereinten Kräften das festgerannte Fahrzeug abzubringen. Aber es schien nichts zu helfen. Die Besatzung der drei Kanus mußte auch noch heranbeordert werden, um ihre Kräfte mit einzusetzen. Endlich, nach langen Mühen und Plagen gelang es den vereinten Anstrengungen der Maschine und der 60 Negerarme, die Barkasse wieder flott zu machen. Die Mannschaft begab sich auf ihre Plätze zurück, und der Steuermann, der bei allen Heiligen geschworen hatte, daß er nun gut aufpassen würde, nahm seinen Posten wieder ein.

Doch was war das?

Eine halbe Stunde später stand die Maschine, ohne daß sie abgestellt worden wäre. Es war wirklich zum Verzweifeln. Heins cholericische Natur kam aufs neue zur Betätigung. Aber was nützt diese ganze Aufregung? Wir mußten vor allen Dingen festzustellen versuchen, woran es

lag. Wo immer wir auch revidierten, an der Maschine, Feuerung, Ventile, Hähne, alles war in Ordnung.

Nachdem wir uns eine halbe Stunde lang mit Suchen abgequält hatten, ohne daß wir etwas entdeckt hatten, zupfte mich Alegobane, der neugierig aus seinem Kanu in die Barfasse gestiegen war und unsern Untersuchungen mit viel Verständnis zugesehen hatte, am Ärmel und sagte selbstbewußt: „Massa me I saby dem palaver too much,“ womit er meinte, daß er die Sache in Ordnung bringen könne.

„So; du weißt also, wo der Fehler steckt?“ fragte ich ihn zweifelnd.

„E ata!“ Er war seiner Sache sehr sicher.

„Na, dann los. Bring die Geschichte wieder in Ordnung,“ erlaubte ich ihm, obwohl ich überzeugt war, daß er, der doch vom Maschinenwesen noch weniger Ahnung hatte wie sein Herr, dem Fehler auch nicht auf die Spur kommen würde.

Alegobane aber ließ überhaupt die Maschine Maschine sein, und führte mich ans Steuer, wo er über den Bordrand gelehnt ins Wasser wies.

„Massa, das Tau von den Kanus ist in die Schraube gekommen!“

Tableau! Ja, ja,

Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das ahnt in Einfalt sein schwarzes Gemüt.

„Zum Henker! Warum sagtest du das nicht gleich und ließeest uns erst so lange herum versuchen?“

„Oë, Massa, nicht so schnell. Vielleicht war die Maschine auch entzwei.“

Gegen solche Uegerlogif vermag man in der That nichts auszurichten.

Unter großer Mühe wurde das Tau von der Schraube gelöst, und um für die Zukunft ein solches Vorkommnis zu vermeiden, brachten wir die angehängten Kanus ziemlich kurz an.

Nach einstündigem Aufenthalt ging es dann endlich weiter.

Der Himmel hatte nun aber Erbarmen mit uns, und wir erreichten ungehindert den Kwakwa. Bei der Einfahrt in diesen nördlichsten Mündungsarm des Sanagaflusses in das Becken saßen wir zwar noch zweimal fest, kamen aber immer schnell wieder los.

Hein war seines Ärgers über den unfähigen Steuermann immer noch nicht ganz Herr geworden und machte in deutscher kräftiger Sprache mir gegenüber aus seinen Gedanken und Gefühlen keinen Hehl. Ich möchte hier bemerken, daß mit den Schwarzen nur englisch oder in ihrer Landesprache gesprochen worden war.

„Verstehen Sie es, wie man einen solchen Schafskopf als Steuermann anstellen kann, der von der christlichen Schiffahrt keinen Schimmer hat und weder Weg noch Steg kennt?“ und noch ähnliche schöne Reden, die dem lieben Leser vielleicht allzu deutlich vorkommen, aber nicht so schlimm gemeint waren. Da Europas übertünchte Kultur Gott sei Dank in Afrika noch nicht eingeführt ist, so braucht man dort aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen.

Der Herr Kapitän, der den Pflichten seines Amts in unsrer Nähe oblag, hatte uns wahrlich auch keine hohe Meinung von seinen Fähigkeiten eingelöst. Jetzt wendete

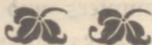
er sich plötzlich mit der Miene gekränkter Unschuld an meinen Reisegenossen und antwortete zu unsrer größten Überraschung in zwar wunderlichem, aber verständlichem Deutsch: „Mein Herr! Ich kein Schafskopf! Ich Christ und dein lieber Bruder! Ich serr gute Steuermann! Ich Herr Kapitän!“

Mit offenem Munde nahmen wir diese Ehrenerklärung auf. Wir trauten unseren Ohren kaum.

Doch was tun? Uns mit diesem Menschen in einen Wortwechsel einlassen? — — —

Endlich erreichten wir den Sanaga. Bei Lobethal bestiegen wir unsre Kanus und veranstalteten flußabwärts ein kleines Wettrudern.

Gegen 5 Uhr nachmittags berührten die Boote den Strand von Malimba und damit war unsere heutige Reise beendet.



Im Boot auf See.

Wer einmal im Boote die Barre von Malimba passiert hat, der wird sich bis an sein Lebensende dieser Fahrt erinnern und seinem Schöpfer danken, mit dem Leben davongekommen zu sein. An der ganzen Westküste Afrikas gibt es kaum eine Flußmündung, die den aus- und einlaufenden Booten gefährlicher werden kann, wie die Mündung des Sanaga bei Malimba. Wenn aber der von Europa kommende Dampfer weit draußen auf der Reede Anker geworfen hat, um zu löschen und afrikanische Landesprodukte überzunehmen, dann müssen die schweren Brandungsboote des Dampfers und der am Lande befindlichen Faktoreien trotz aller Fährlichkeit in Aktion treten.

Oft müssen die Faktoreien ihre Boote auch in Handelsinteressen nach anderen Punkten der Küste schicken, wobei jedesmal die Barre zu passieren ist. Einem Europäer, der nolens volens so eine Bootfahrt mitmacht, können dabei wohl die klassischen Verse in den Sinn kommen:

Ein Vergnügen eigener Art
Ist doch eine Wasserfahrt.

Nach den Anstrengungen des vergangenen Tages erhob ich mich gestärkt, als die Sonne im Osten ihre Strahlen

schon über die Wipfel der Bäume sandte. Mein Gastgeber war bereits munter und hantierte samt seinen Schwarzen geschäftig im Haus und in den Faktoreimagazinen umher.

Früh 9 Uhr sollte die Ebbe einsetzen; bis dahin hatte ich Zeit, die Vorbereitungen zu meiner Bootsfahrt nach Klein-Batanga zu treffen.

Kieloben lag das schwere Fahrzeug am Strande des Flusses, daneben der Mastbaum und das zum Trocknen ausgebreitete Segel. Von meinen Leuten war nichts zu sehen; sie schliefen, in ihre Lendentücher gehüllt, in den nahen Hütten noch den Schlaf der Gerechten. Wenn ich für die Schwarzen eine Stunde zur Frühstücksbereitung, eine weitere zum Klarmachen des Bootes und eine halbe für sonstige Verzögerungen rechnete, so war es jetzt an der Zeit, daß die Langschläfer sich erhoben, falls ich bei eintretender Ebbe meine Fahrt antreten wollte.

Wie oft ist doch in Afrika der Herr der Diener seiner Leute! So war es auch hier bei mir. Mit Mühe und Not hatte ich endlich mein Faktotum aus seinem süßen Schlummer erweckt und ihm meine Absichten kundgetan. Ungeniert reckte Alegobane seine herkulischen Glieder und sperrte seinen Mund zum Gähnen auf, als wolle er mich ob der unliebsamen Störung mit Haut und Haar verschlingen. Um wenigstens gegen 9 Uhr zur Abfahrt bereit zu sein, gebrauchte ich eine kleine Kriegslift, denn ich kannte meine Pappenheimer.

„Hurry up! Alegobane! Laß das Boot klar machen, wir müssen sofort abfahren.“

„Sofort abfahren?“ entsezt stierte er mich an.

„Jawohl, sofort.“

Und ich begab mich ins Wohnhaus zurück, um mit den beiden andern Europäern zu frühstücken.

Zehn Minuten später stand Alegobane mit allen Leuten unterhalb der Veranda, auf der wir Weißen saßen, und versuchte durch Räuspern und Hüfteln meine Aufmerksamkeit zu erregen. Als ihm dies nicht gleich gelang, erscholl es im Flüstertone „Massa“ zu mir herauf. Doch sein Massa hörte nicht. „Massa, Massa,“ tönte es lauter und dringlicher. Ich sah auf. „Oh, schon fertig, Alegobane?“

„All right, ich komme!“

„Oë, Massa, noch nicht fertig; alle Leute viel Hunger, alle Leute erst essen und dann fahren.“

Beifälliges Gemurmel auf allen Seiten des Hauses begleitete diese Rede.

„Was! Ihr seid noch nicht fertig?“

„Massa, erst essen,“ bettelte Alegobane.

Ich ließ mich erweichen, gab meine Zustimmung, und beglückt, ihren Willen durchgesetzt zu haben, begaben die Schwarzen sich eilig ans Abkochen. Nach Verlauf einer Stunde ging ich zu den Leuten, die mitten im Schmausen waren; das Essen war zum größten Teil schon verzehrt, so daß in absehbarer Zeit an das Klarmachen des Bootes gedacht werden konnte.

Auch diese Wartezeit nahm endlich ein Ende.

Das Fahrzeug wurde aufgerichtet und mit Hilfe einiger Faktoreiarbeiter mit großem Hallo und Geschrei ins Wasser gebracht. Der glückliche Stapellauf wurde die Veranlassung zu einem allgemeinen Bade für die Leute. Denn nach einer letzten kräftigen Anstrengung schoß das Boot

in den Fluß hinein und riß die sich fest Anflammernden mit sich. Wie in einem Ameisenhaufen fribbelte und frabbelte es; dazu prustete, nieste und gröhlte die Gesellschaft, und vergnügte sich königlich in dem nassen Element.

Endlich war aber auf mein Rufen auch der letzte aus dem Wasser heraus und mit großer Umständlichkeit wurden die Lasten ins Boot befördert und unter den Sitzbänken verstaut. Meine wenigen persönlichen Habseligkeiten, etwas Proviant in einem Blechfaß verpackt und die Rationen für die Neger fanden in dem geräumigen Boote mit Leichtigkeit Platz. Zum Schutz gegen die hereinschlagenden Brandungswogen wurde ein Persenning über die Ladung gebreitet. Obenauf lag der Mastbaum mit dem Segel, um beides, wenn die Barre überwunden war, sogleich zur Hand zu haben.

Als endlich alles zur Abfahrt bereit war, gelangte ich auf dem Rücken meines Kochs in das leicht im Flußwasser hin- und herschaukelnde Boot. Lachend schwangen die watenden Neger sich über den Bordrand hinein. Allegobane am Steuer hatte seine liebe Not mit der Bande; doch wer sich nicht seinen Anordnungen fügte, den bedachte er aus dem reichen Schatze seines Wörterbuchs mit allerhand Ehrentiteln. Eine zwischen zwei Ruderern ausbrechende Fehde schlichtete der Brave sofort, indem er sich an dem Kampfe, sehr fühlbar für beide Parteien, aktiv beteiligte. Ich habe es immer so gehalten und in der Praxis sehr bewährt gefunden, daß ich Streitigkeiten unter den eigenen Leuten, wenn irgend möglich, stets durch den Headman schlichten ließ. Ebenso sind allgemeine Direktiven immer durch diesen den Schwarzen zu geben. Man erspart sich damit viel Zeit und Ärger.

Endlich, endlich setzte das Boot sich in Bewegung. Langsam entfernten wir uns vom Lande und nahmen den Kurs der Mündung des Flusses zu. In einer Viertelstunde mußten wir die Barre erreichen.

Noch sah sie ganz harmlos aus, nur das Brüllen der Wasser weisagte nichts gutes. Man sah in der Ferne die weißen Wogenkämme wie helle Streifen über die See dahinflaufen, einer immer den andern jagend und ihn im Sturz unter sich begrabend.

In der Nacht war ein starker Gewitterregen niedergegangen. Dräuende Wettermassen standen noch in der Richtung auf Fernando Po, und trugen zur Erleichterung der gefährlichen Fahrt natürlich nicht bei. Die See ging unruhig, und die ständig hier herrschende Südwest=Dünung zeigte höhere Kämme als sonst.

Alles das durfte mir kein Hindernis sein; ich mußte hindurch, um gegen Abend in Batanga sein.

Das Boot näherte sich langsam der Flußmündung. Ich saß neben Alegobane nahe dem Steuer. Immer deutlicher wurde die Brandung erkennbar. Angestrengt beobachteten mein Steuermann und ich die heranstürmenden Wogen, die sich in immer kürzeren Entfernungen vor dem Bug des Bootes brachen.

Bald schien es, als ob nach Süden zu eine kleine Öffnung in dem zischenden Wogenwall sich zeigte, bald war eine solche Stelle direkt vor uns, bald mehr in nördlicher Richtung bemerkbar.

„Massa, Barre nicht gut heute,“ sagte Alegobane. Ich sah es selbst; doch diese Erkenntnis konnte uns nicht zurückhalten.

Nach Süden auszubiegen erschien mir am ratsamsten. Wir hatten nun die Mündung erreicht. Vor uns im Halbfreis bäumten sich wie ungezügelte feurige Renner mit weißen fliegenden Mähnen die Wellenkämme. Ich ermahnte die Leute, sich ruhig zu verhalten, mir aufs Wort zu gehorchen und unablässig zu rudern. Für den Fall eines Unglücks hatte ich mich der Schuhe und des Rockes entledigt.

Jetzt waren wir heran. Vor uns brach sich der erste Wogenschwamm, der hoch wie eine Wand herangestoßt kam.

„Stopp!“ Und gehorsam hielten die Leute mit Rudern inne. Ich mußte warten, bis der zweite, dritte und vierte Kamm sich gleichfalls brachen.

Jetzt. „fertig, los,“ ehe die neuen Wogen heran sind. Und mit ganzer Kraft legte sich die Mannschaft in die Riemen, um das Boot mit größtmöglicher Schnelligkeit über die Barre hinweg zu bringen.

„Go on,“ brüllte ich in dem Brausen des Wassers, „Pull away! hurry up!“

Aber wie sehr die Leute sich auch anstrebten, die Wasser kamen doch schneller.

Fast senkrecht hob sich der Bug des Bootes; einen Augenblick tanzte das Fahrzeug wie ein Ball auf der langen Woge, die unter uns durchging, um sofort hinter uns mit Donnergetöse zu brechen.

„Pull away!“ Aber schon wars geschehen. Ehe wir den zweiten Brecher erreichten, war es heran.

Wie eine leichte Feder wurden wir emporgeschleudert; dann fiel unser Boot schwer wieder zurück. Vor uns, hinter uns, zur Rechten, zur Linken, überall rundum brau-

fende, wildtobende Wasser, die keine menschliche Stimme zu übertönen imstande war.

Im letzten Augenblick konnte ich das Steuer noch herumreißen, daß unser Boot dem dritten Brecher, der nun heran war, den Bug zukehrte.

Doch es war schon zu spät und der richtige Moment war verpaßt.

„Pull!“ brüllte ich mit aller Macht.

Das Wasser stürzte über uns, zwei Leute flogen von ihren Rudersitzen mit scharfem Anprall ins Boot. Mit großer Geistesgegenwart springt jetzt Allegobane auf den freigewordenen Platz, legt sich mit schier übermenschlicher Kraft in die Riemen und bringt das Boot in den richtigen Kurs.

Doch keine Pause, keine Ruhe.

Jetzt ist der vierte Brecher heran. Wie ein zu Tode gespornter Gaul erhebt sich unser Boot vorn; es schwebt plötzlich frei zwischen Himmel und Wasser. Dann stürzt es schwer aufschlagend nach vorwärts den Wasserberg hinunter.

„Pull! pull, boys!“ Und sie rudern um Tod und Leben. Bis zur Hälfte hat das Boot schon Wasser übergenommen; wer denkt in diesem Augenblick daran? Nur rudern, rudern mit Anspannung der letzten Kräfte.

Ich stehe am Steuer und lege mich mit aller Macht auf die Pinne, damit der Wellenanprall das Steuer nicht heraushebt. Dann wären wir verloren.

Und es gelang; es nahm ein Ende! Wir kamen hindurch.

Noch aber galt es zu rudern, denn leicht konnte die Strömung uns sonst wieder zurücktreiben.

Noch zehn, noch fünf Minuten alle Kräfte daran gesetzt; und obwohl sie vor Anstrengung keuchten, erlahmten die braven Burschen nicht. Endlich waren wir auf freier See.

„Mast hoch! Segel setzen!“

Die Riemen wurden eingezogen, und bald blähte sich das Leinen im leichten Winde. Wie ein feuriger Traber den Kopf auf und ab wirft, so zog unser Boot nun leicht stampfend seinen Weg nach Süden.

Die Leute, die mit dem Augenblick der überstandenen Gefahr guten Mutes waren, fingen an sich ihrer Hüfttücher zu entledigen, wrangen sie über Bord gelehnt aus, und machten sich dann daran, das Wasser aus dem Boote zu schöpfen, eine Arbeit, die geraume Zeit in Anspruch nahm. Die beiden von den Ruhebänken Geschleuderten hatten außer einigen Schrammen keinen ernstlichen Schaden genommen; so waren sie wie die übrigen bald wieder froh und guter Dinge.

Nur ich klapperte noch vor Frost in meinen triefenden Kleidern. Alegobane übernahm daher wieder das Steuer, und ich konnte mich aus dem Koffer mit trockenen Sachen versorgen.

Lang ausgestreckt im Boot lagen die Schwarzen auf dem Perseening und den Bänken und ließen sich von den sengenden Sonnenstrahlen bescheinen. Sie ruhten von ihrer Anstrengung aus, und niemand, der sie jetzt sah, konnte ihnen anmerken, was wir soeben überstanden hatten.

Bis gegen 12 Uhr fuhren wir bei leichter Brise längs der Küste in einer Entfernung von 3 bis 4 Seemeilen dahin. Mittlerweile flaute der Wind aber immer mehr ab und bald hing das Segel schlaff herunter.

Kein Lüftchen rührte sich; nur die Sonne schien ihre Anstrengungen zu verdoppeln. Leider konnten wir die Hitze aber nicht als treibenden Motor benutzen.

Allegobane betrachtete prüfend den Horizont und schüttelte immer unwilliger den Kopf. Den anderen Schwarzen schien die Windstille vorläufig sehr gleichgültig zu sein, so vollkommen gleichgültig, daß mehrere das in lauten Schnarchtönen zum Ausdruck brachten.

Nochten sie ruhen. Diesmal hatten sie es sich redlich verdient.

Als aber gegen 2 Uhr noch immer kein Lufthauch bemerkbar war, und wir gar keine Fahrt machten, ließ ich die Leute wecken und kommandierte sie zum Rudern.

Das war nun gar nicht nach ihrem Geschmack. Und Allegobane, der frühere Zauberer seines Stammes, wußte Rat.

Er betrachtete den Himmel mit großer Aufmerksamkeit und meinte plötzlich: „Nassa, ich werde Wind machen!“

Drei von den anderen wollten ihm sogleich dabei helfen. Auf Drängen meines Kochs nahm ich seine Stelle am Steuer ein, während er sich mit seinen Windmachergehülften zum Mast begab, und eifrigst an demselben rieb und kratzte. Dabei sang er leise eintönige Melodien. Eine Viertelstunde sah ich mir den Humbug mit an, und wollte eben energisch einschreiten, als sich leise, ganz leise die Leinwand zu bewegen begann. Allegobane und seine Gehülften verdoppelten ihre Anstrengungen; die Brise kam, und bald zeigte das Wasser am Bug, daß wir von der Stelle kamen.

Nach weiteren zehn Minuten hatten wir einen recht kräftigen Wind, der, wenn er so anhielt, uns gegen 6 Uhr

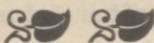
abends trotz des unfreiwilligen Aufenthaltes nach Klein-Batanga bringen mußte.

Und so geschah es denn auch.

Um $1\frac{1}{2}$ Uhr abends liefen wir mit vollem Segel über die Barre von Klein-Batanga in die Mündung des Njong ein. Ein Kunststück, das uns, obwohl die Batangabarre lange nicht so gefährlich wie die von Malimba ist, so leicht wohl keiner nachmacht.

In Batanga lag mein Reiskanu für die Flußfahrt. Und mit neuen Mannschaften, die mir der Häuptling des nahen Ortes stellte, kehrte ich noch in der Nacht, begleitet von Alegobane, nach Dehane zurück. Am nächsten Morgen hatte ich meine Faktorei erreicht; das Boot langte am folgenden Abend an.

So hatte ich den Weg von Dehane über Klein-Batanga und Malimba nach Duala und wieder zurück — eine Strecke von reichlich 330 Kilometern — in rund 100 Stunden, den Aufenthalt mit einbegriffen, zurückgelegt, d. i. in der Stunde ohne Rast durchschnittlich $5,3$ Kilometer.



Ein nächtliches Abenteuer.

Daß je ein Mensch nur um des Vergnügens willen nach Kamerun gekommen ist, dürfte sich kaum ereignet haben. Kaufleute und Pflanzer, Forscher und Gelehrte, Offiziere, ja selbst die Herren Assessoren haben drüben, falls sie ihre Stelle ausfüllen wollen, angestrengt zu arbeiten. Schon nach kurzer Zeit findet sich jeder Neuangekommene in die veränderten Verhältnisse des Landes, und ist bemüht, mit mehr oder minder großem Erfolg, ganz nach Veranlagung, den an ihn herantretenden Anforderungen gerecht zu werden.

Hin und wieder freilich taucht in Kamerun ein Menschenkind auf, das sich absolut nicht für die Stelle eignet, wohin es in unbegreiflicher Weisheit eine hohe Obrigkeit gesetzt hat. Böse Menschen behaupten sogar, derartige Exemplare liefen in unsern Kolonien recht zahlreich umher. Daß dies aber nichts wie Verleumdung ist, kann mir der liebe Leser aufs Wort glauben.

Ich befand mich in Longji, einem Küstenort im südlichen Kamerun.

Es war spät in der Nacht, als ich mich von meinem Wirt, dem Leiter eines großen Hamburger Handelshauses,

welches hier im Südbezirk zahlreiche Faktoreien besitzt, verabschiedete, um nach Klein-Batanga zurückzukehren.

Die Aufforderung, bis zum nächsten Morgen zu verweilen, mußte ich in Anbetracht der geringen Zeit, die mir zur Verfügung stand, dankend ablehnen. Bestimmend für meinen Ausbruch waren einmal die zahlreichen weißen Gäste, die sich in der Faktorei befanden, sodann aber auch eine schier unüberwindliche Batterie von Flaschen verschiedenster Formen, die einladend auf Tischen und Tischen umherstanden und die lustige Gesellschaft zum Angriff — und angriffs-lustig sind die Weißen und zumal die Deutschen bei besonderen Gelegenheiten stets — geradezu herausforderten.

Gern wäre ich geblieben, allein es mußte geschieden sein.

„Glückliche Reise,“ erscholl es hinter mir her, als ich in die dunkle Nacht hinaustrat.

Das zahllose Heer der Sterne schimmerte glänzend vom hohen Himmelszelt. Eine leichte Brise wehte kühlend von See; dazu brüllte das Meer, dessen Wogen laut donnernd an dem felsigen Gestade der Küste sich brachen. Hochauf spritzte der weiße Gischt und überschwemmte das harte Gestein, von wo das Wasser in ausgehöhlten Rinnen gleich Bächlein wieder zum Meere abfloß. In immer neuen und neuen Wogen zog die Brandung tosend heran, um zurückzugleiten und den Angriff aufs frische zu unternehmen. Hier das ewigbewegte Meer, das ungeschwächt den Ansturm immerfort aufs neue beginnt, dort die starre Unbeweglichkeit der felsigen Küste, die vertrauend auf ihre Stärke, gleichmütig die Wasser abzuschütteln scheint. Ein unaufhörlicher Kampf, in dem der Angreifer zuletzt Sieger bleiben wird.

Über Klippen und Gesteine wanderte ich mit meinen Negern, die mich auf dem nächtlichen Marsch begleiteten und die wenigen Sachen, deren ich benötigte, auf dem Kopfe trugen. Voran Mlegobane mit meiner Büchse, mir zur Seite mein kleiner Boy, der eine Handlaterne trug, um notdürftig den Pfad zu erhellen.

Eine Stunde Weges mochten wir so auf- und abkletternd zurückgelegt haben, als das Ufer seinen felsigen Charakter verlor, und der weiche sandige Strand sich vor uns ausdehnte, der bis Klein-Batanga anhält, nur einmal unterbrochen von dem Lokundjesfluß, der eine halbe Stunde südlich von Batanga sich ins Meer ergießt.

Sechs Schritte rechts von unserm Wege der afrikanische Urwald, vier Schritte links die brandende See.

Während ich so dahinzog, saßen die zurückgebliebenen Europäer in der Faktorei zu Longji. An ein baldiges Zubettgehen dachten sie nicht. Warum auch? Für Getränke war reichlich gesorgt, und das Gesprächsthema lieferten die abwesenden Weißen, über welche in unsern Kolonien stets gehörig geklatscht wird. Noch dazu heute, wo der Herr Assessor und Bezirksamtman als „gern“, wenn auch selten-gesehener Gast in Longji weilte.

Mancher hegte allerdings die keizerische Meinung, daß der Herr entschieden besser getan hätte, im lieben Deutschland zu bleiben, anstatt sich und andern Leuten das Leben in der Kolonie schwer zu machen. Wohin aber mit allen unsern Juristen? Hat man nach bestandnem Staatsexamen wenige Monate in der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes gearbeitet, so fühlt man sich berufen, die Kolonien mit seinen Taten zu erfüllen. Welcher Stolz muß die

Männerbrust des ehemaligen ministeriellen Hilfsarbeiters schwellen, wenn er so plötzlich aus seiner untergeordneten Stellung in der Wilhelmstraße als Bezirksamtman nach den Kolonien entsandt wird. Mit jugendlichem Feuereifer stürzt er sich auf seine Geschäfte und regiert, regiert; — — — ach ja, er regiert nur leider oft eher zu viel als zu wenig. Gern gönne ich jedem sein Vergnügen und warum sollte sich der Jurist in den deutschen Kolonien nicht auch einmal aus Herzensgrund amüsieren?

Oder amüsierten sich am Ende gar nur die rührigen Weißen über den regierungswütigen Uffessor?

Ich möchte es ihnen wahrlich nicht raten, denn in solchen Dingen versteht der selbstherrliche Bezirksamtman keinen Spaß.

Gott sei Dank sind derartige Heißsporne aber Ausnahmen. Ich kannte einen äußerst tüchtigen Bezirksamtman, Freiherrn v. Malsen — oder war dieser etwa eine Ausnahme? — beliebt bei allen Weißen, mit denen er in Berührung kam. Das heimtückische Fieber Kameruns raffte ihn hinweg; er schien zu gut für die Kolonie. Ehre seinem Andenken.

In Gedanken versunken marschierte ich mit meinen Leuten auf dem weichen Sande dahin. Gewiß wurde meine Person jetzt in Longji durchgeheckelt. Jedes Tierchen hat sein Plaisierchen. Die Ohren klangen mir zwar nicht; ich kannte indessen schon die Gewohnheiten meiner Pappenheimer.

Seit einiger Zeit hatte Alegobane sich zu mir gesellt und versuchte ein Gespräch mit mir anzuknüpfen. Er erzählte von den Kämpfen, die sein Stamm gegen die Expedition Stetten vor Jahren geführt hatte, wobei der

Sprecher seine eignen Heldentaten besonders rühmend hervorhob. Der Mann, der damals gegen uns Deutsche in blutiger Fehde gestanden hatte, ging neben mir, erzählte von den Sitten und Gebräuchen seines Volkes und ließ sich durch meine Einsilbigkeit, der ich nur hin und wieder ein Wort dazwischen warf, nicht abschrecken.

„Siehe, Herr,“ erzählte der Unermüdlche, „mein Vater war gestorben, noch nicht ganz, aber schon sehr viel. Da kamen alle Bewohner des Dorfes in der Hütte meines Vaters zusammen. Mein großer Bruder aber trieb seine Mütter aus dem Sterberaum, denn sie durften nicht sehen, wie mein Bruder Medizin machte. Nachdem mein Bruder Medizin gemacht hatte, starb mein Vater vollständig. Jetzt durften die Weiber hereinkommen, und sie mußten den ganzen Tag schreien und „spielen“. Am andern Tage wurde der Tote neben seiner Hütte beerdigt, so daß die Füße dem kommenden Tage entgegengestreckt waren, während das Haupt in der Richtung des enteilenden Tages lag.

„Mein Bruder aber wollte nicht alle seine Mütter; denn einige waren alt und konnten nicht genug arbeiten. Nur die jungen behielt er; die andern wurden getötet.“

„Getötet?“ fragte ich.

„Nein, Herr! nicht getötet. Der Ukufe hat sie geholt.“

Ukufe heißt bei den Bakoko, welchem Volksstamme Alegobane angehörte, Geist, körperloses Wesen.

Die Ausrede mit den Ukufe war natürlich nicht wahr. In Wirklichkeit waren die alten und schwachen Weiber des verstorbenen Häuptlings Kamang — zu deutsch „Ziege“ getötet worden. Die Hinrichtung erfolgte meistens an einer verschwiegenen Stelle im Urwaldsdickicht, indem den Weibern,

nachdem sie gebunden worden sind, mit einem Keulenschlage die Halswirbel zerschmettert werden.

Solches und ähnliches berichtete mein Begleiter mit kindlich naiver Miene.

Ich war mit den Sitten und Gebräuchen der Bakoko zu vertraut, um irgendwelche Überraschung zu empfinden. Auch kann ich furchtsamen Seelen und zartbesaiteten Gemütern versichern, daß ich trotz der Dunkelheit der Nacht und der schwarzen Hautfarbe meines Begleiters, keinen Schauer empfand. Wollte man über alles ängstlich erschrecken, was man bei den unjivilisierten Negern Afrikas zu hören und zu sehen bekommt, man käme aus dem moralischen Schüttelfrost überhaupt nicht heraus.

Drei Stunden war ich mit meinen Leuten schon unterwegs. Wir näherten uns dem Ausfluß des Lokundje. Wenige Minuten, ehe man den Fluß erreicht, führt ein schmaler Pfad vom Strand durch den Urwald nach der Uferstelle, an der man gewöhnlich übersetzt.

Wir hatten diesen Weg, der über einige mit kurzem Unterholz bestandene Lichtungen führt, betreten, und mußten das Kanu bald erreicht haben. Meine Neger schwaxten und freuten sich, daß das Ziel unsrer nächtlichen Wanderung nicht mehr fern sei, denn vom nördlichen Ufer des Lokundje — wir kamen von Süden, — war nur noch eine halbe Stunde Weges bis nach Klein-Batanga.

Als wir die erste Lichtung beinahe überschritten hatten, wandte sich Allegobane, der noch neben mir ging, plötzlich, um zurückzubleiben. Ich war gleichfalls stehen geblieben, denn ein ungewöhnlicher Ton hatte mein Ohr getroffen.

Angestrengt lauschten wir so und versuchten mit unsern Blicken die Dunkelheit der Nacht zu durchdringen.

Wieder war derselbe Ton zu vernehmen. Es klang wie das Grunzen eines Schweines. Ein quiekendes Stimmchen antwortete. Wahrscheinlich eine Bache mit Frischlingen, dachte ich und gab meiner Vermutung zu Megobane gewendet lauten Ausdruck. Dieser schüttelte verneinend den Kopf und öffnete eben den Mund zu einer Entgegnung, als plötzlich in der Dunkelheit die unbestimmten Umrisse eines Flußpferdes zu erkennen waren. Kaum hatte Megobane das Tier erblickt, als er mit dem gellenden Schrei: „Seahorse! Seahorse!“ in eiligen Sätzen davonstürmte, ohne sich um mich zu kümmern.

Das Gebrüll meines Kochs hatte das Tier auf uns aufmerksam gemacht. Es stuzte, und kaum sah es mich, als es mit wütendem Grunzen auf mich zustürzte, um mir unter seinen furchtbaren, unförmigen Beinen den Garaus zu machen.

Zu meinem Schrecken merkte ich, daß ich bis auf meinen Hirschfänger, den ich auf Märschen stets umgeschwallt trug, dem attackierenden Feinde waffenlos gegenüberstand, da meine Büchse mit Megobane verschwunden war. Ich befand mich wieder einmal in einem jener Momente, wo sich die ganzen geistigen Fähigkeiten des Menschen — wenn er nämlich überhaupt welche besitzt, — auf einen Punkt konzentrieren.

Meine einzige Rettung lag in der Flucht. Mir war auch sofort klar, in welcher Richtung ich entfliehen mußte. Wo ich gekommen war, konnte ich nicht zurück, denn das gewaltige Tier versperrte mir den Weg; mich nach dem Fluß wenden, ging auch nicht, denn es war hundert gegen

eins zu wetten, daß ich eingeholt wurde. Seewärts mich in den Wald zu schlagen, bot ebenfalls nur wenig Aussicht auf Rettung. Denn hier stand dichtes Unterholz, durch welches ich kaum mit der nötigen Schnelligkeit hätte entkommen können. Was hätte es mir auch genützt, wenn ich den Strand erreicht hätte? Das Meer hielt meine weitere Flucht auf; selbst wenn ich mich tollkühn ins Wasser gestürzt hätte, wäre mir das Flußpferd gefolgt. Oft genug hatte ich die Tiere in der Njong-Barre bei Klein-Batanga gesehen. Es blieb also nur die Möglichkeit, über die Lichtung hinweg nach dem Innern zu entkommen, hier befand sich weniger dichtes Unterholz.

Auf wenige Meter war das wütende Vieh an mich herangestürzt, als ich mit schnellem Sprunge im rechten Winkel vom Wege abbog und in eilenden Sätzen über die Lichtung hin dem Walde zuslog. Mein Angreifer mußte wohl über meinen bisherigen Standort hinausgeschossen sein; aber schnell hatte er mich wieder erblickt und die Verfolgung aufgenommen.

Ich strengte meine Kräfte aufs äußerste an. Mein Gesicht wurde gepeitscht von den elastischen Zweigen der Sträucher, durch die ich in flüchtigem Laufe sprang; meine Kleider blieben in Fetzen an den Dornen hängen; meine Haut wurde blutig aufgerissen. Nur wenig Schritte noch, und ich hatte das Dickicht erreicht. Da strauchelte mein Fuß über eine Baumwurzel, und in heftigem Sturz fiel ich zu Boden. Wie der Gedanke war ich wieder empor, denn kurz hinter mir vernahm ich das Gestampfe und wütende Geschnabe meines Feindes.

Mit feuchender Brust und fliegendem Atem erreichte ich das Dickicht; einen Haken schlagend wandte ich mich zur

Einlen und drang mit verzweifelter Anstrengung immer tiefer ins Gebüsch hinein. Wieder wechselte ich die Richtung, um den Verfolger irre zu führen. Es gelang.

Hinter dem umgestürzten Riesenstamm eines Kopal- baumes sank ich erschöpft von der wahnsinnigen Jagd nieder.

Ich war gerettet. In meinen Schläfen hämmerte und pochte es; fieberhaft flogen meine Pulse, und mein Kopf, den eine respectable Beule an der Stirn zierte, brummte wie ein Windmotor. Der aus allen Poren getretene Schweiß vermischte sich mit dem langsam herabsickernden Blute, das aus schmerzhaften Riswunden hervorquoll. Himmel! Welchen Eindruck hätte ich mit diesem Aussehen auf einen Kreis theeschlürfender Salondämchen gemacht? Wo war bei mir die mühsam erworbene Würde geblieben, die die Gesellschaft im hyperkultivierten Europa von gebildeten Menschen verlangt? Hin war das alles. Zerschunden und zerkrast saß ich hier; mein Anzug bestand nur noch aus Fetzen.

„Der Satan soll Alegobane holen,“ dachte ich voll Erbitterung; „hätte der Kerl nicht so unsinnig gebrüllt, so wäre das Beest nicht aufmerksam auf mich geworden.“

„Aber so einen Riesendummkopf wie Alegobane gibt es wohl auch so leicht nicht wieder. Erst wird gebrüllt, dann ausgerissen, und seinen Herrn läßt der Edle in der Patsche stecken.“ Wozu trug dieses Heupferd meine geladene Büchse? Warum gab er sie mir nicht sofort? Ich hätte dann sofort eine Kugel auf das Flußpferd abgeben können, und vielleicht, nein sicher, hätte ich es erlegt.

Welche wundervolle Gelegenheit für mich, den Neid der andern Weißen mit einem selbsterbeuteten Flußpferd- schädel zu erregen, war mir hier entgangen! Donnerwetter,

was hätte ich nach einer solchen Tat für fulminante Jagdgeschichten zum besten geben können. Die Haare hätten sich nicht nur den Zuhörern in Kamerun, sondern erst recht meinen lieben Landsleuten in Deutschland sträuben sollen. Statt dessen war ich mutig geflohen in tollster Hetzjagd, und saß nun hier in desolatem Zustande hinter einem Baumstamm, rang nach Atem und verwünschte Kamerun und die heimtückischen Tropen, besonders aber Allegobane, aus tiefstem Herzensgrunde.

Vorläufig war ich gerettet; und nachdem ich mich einige Minuten ausgeruht hatte, schlich ich unter Beobachtung aller Vorsicht hinter dem Baumstamm hervor und versuchte mich so gut es ging zu orientieren. Ein kleiner Taschenkompaß gab mir die Richtung an, in welcher ich den Lokundje suchen mußte.

Nachdem ich etwa eine Viertelstunde nach Norden gestolpert war, wobei ich alle Augenblicke gegen einen Baum anrannte, was meine schlechte Laune nicht verbesserte, erreichte ich das südliche Ufer des Flusses.

Ehe ich aus dem schützenden Dickicht heraustrat, spähte ich aufmerksam nach allen Seiten, ob mich nicht etwa irgend ein anderes schönes Nilpferd erwartete: allein es zeigte sich nichts Verdächtiges.

Mittlerweile war der Mond aufgegangen. Die abnehmende Sichel stand leuchtend am Himmel und erhellte die Gegend.

In den Wassern des Flusses versuchte ich mein Gesicht von dem geronnenen Blute zu reinigen. Bald war die primitive Wäsche fertig. Die Luft mußte das Handtuch ersetzen. Dann wandte ich mich flußabwärts, um die

Übergangsstelle zu erreichen. Über das Schicksal meiner Leute machte ich mir nicht die geringsten Kopfschmerzen. Es war sicher, daß sie auf ihrer Flucht das andere Ufer glücklich gewonnen hatten, und sich jetzt womöglich schon in Klein-Batanga befanden.

Nach zehn Minuten war ich an der Stelle, an der ich schon viele Male im Kanu übergesetzt war. Nirgends lag aber ein Fahrzeug. Gewiß hatten meine Leute es benutzt, und es schaukelte jetzt friedlich am andern Ufer.

Warum mag wohl das Gouvernement in Kamerun auf diesem viel begangenen Wege noch keine Einrichtung getroffen haben, daß jeder ohne großen Zeitverlust über das Wasser gelangen kann? In meinem beschränkten Untertanenverstande vermag ich keine erschöpfende Antwort darauf zu finden, denn die, welche ich geben möchte, verbietet mir der Respekt vor einer hochweisen Obrigkeit.

Wollte ich ans andere Ufer gelangen, so mußte ich eben hinüberschwimmen, wobei sich die beste Gelegenheit fand, von einem der vielen Krokodile, die in den Flüssen Kameruns leben, als *pièce de resistance* seines Schlummerfrühstücks verspeist zu werden.

Wieder stieg der Ärger in mir auf; diesmal über das *laissezaller* gewisser Behörden, die einzig und allein dafür verantwortlich zu machen sind, daß nicht nur gangbare Wege hergestellt werden, sondern auch die Gelegenheit geboten wird, ohne Gefahr für Leib und Leben die Flüsse an den Hauptverkehrsstellen zu überschreiten.

Wollte ich nicht stundenlang hier warten, so mußte ich eben doch hinüberschwimmen; denn wenn ich nicht gegen Morgen in Batanga war, so fuhren meine Leute ohne mich

nach Dehane, und hätten gewiß überall erzählt, daß mich das Flußpferd gefressen habe.

Kurz entschlossen warf ich mich ins Wasser und erreichte teils schwimmend, teils watend das jenseitige Ufer. Nach halbstündigem Marsch langte ich bei den verlassenem Faktoreien in Batanga an. Unter den seiner Zeit von den Weißen hier angepflanzten wenigen Kokospalmen saßen meine tapferen Genossen und kochten sich in aller Gemütsruhe ihre Makaboknollen.

Unbemerkt schlich ich mich näher und lauschte ihren Gesprächen.

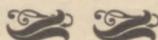
Natürlich unterhielt man sich über meinen Tod. Alegobane gab mit einer eines Reporters würdigen Phantasie eine graufige Schilderung zum besten, wie ich von dem Flußpferd zertrampelt und dann gefressen worden sei.

Meine Büchse fest im Arm haltend, erklärte er sich für den nunmehrigen Besitzer meines Eigentums.

Kaum hatte er es gesagt, als ich ihn mit einer schallenden Ohrfeige aus seinen Illusionen riß und ihm meine Gegenwart fühlbar zu Gemüte führte.

„Oë, Massa! you live?“ rief der über meinen plötzlichen Anblick höchst Bestürzte. Meine Erscheinung war aber auch ganz dazu angetan, selbst „wilde“ Neger zu erschrecken.

Alegobane hatte sich bald wieder gefaßt, und freundlich grinsend streckte er mir die biedere Rechte entgegen, zufrieden, auch ohne die begehrte Büchse mit seinem geretteten Herrn nach Dehane zurückzukehren.



Weihnachten.

„Der 24. Dezember 19 . . war einer der heißesten Tage, deren die ältesten Leute sich entsinnen konnten,“ so oder ähnlich müßte ein afrikanischer Chronist diese Historie von Rechts wegen eigentlich beginnen. Aber das war absolut nicht der Fall; der Winter oder in Kamerun die Trockenzeit war zu der genannten Zeit nicht wärmer wie gewöhnlich, und der 24. Dezember unterschied sich in der Temperatur in nichts von den vorangegangenen und nachfolgenden Tagen.

Da meine kleine Geschichte aber zu pointenlos verlaufen würde, wenn dem besagten 24. Dezember nicht doch irgend etwas ganz Besonderes eigen gewesen wäre, so mache ich von meinem Recht als Schriftsteller und alter Afrikaner diesmal Gebrauch. Worin dieses Recht besteht, werde ich mich freilich hüten, zu verraten, um mir nicht von vornherein sämtliche Sympathien meiner Leser zu verscherzen. Vielleicht errät es aber ein ganz Schlauer!

Die Sonne schien also nicht heißer vom Himmelszelt, wie sonst auch. In meiner Pflanzung bei Dehane faulenzten die schwarzen Arbeiter seit früh 6 Uhr, wo die Tätigkeit hatte beginnen sollen, genau so intensiv, wie an anderen Tagen, und mit derselben Regelmäßigkeit wie gestern und

vorgestern hatte ich heut ein Donnerwetter auf die träge Schwefelbande herabgewünscht. Allein der Himmel hatte kein Einsehen und erhörte mein flehen nicht. Weder Feuer noch Schwefel oder etwas ähnlich Unangenehmes fiel herab. Es war klar, daß, wenn ich mich vor meinen Schwarzen nicht unsterblich blamieren wollte, ich meine unerfüllbaren Wünsche in meines Herzens verborgensten Schrein versenken mußte. Dort mochten sie ruhen, bis sich vielleicht doch noch ein Gott erbarmte, und unter Donner und Blitz mit sämtlichen Ütgern abführe nach dem Ort, von dannen keine Wiederkehr.

Es hatte für mich an diesem Morgen schon mancherlei Anlaß zu Ärger gegeben; den erwähnten mit den Plantagenarbeitern und einen größeren zweiten amtlichen, dessen Urheber als Bezirksamtman in Kribi lebte.

Unter meinen Arbeitern war ein Batanganeger von der Küste, den ich ungefähr eine Woche zuvor engagiert hatte; die anderen Schwarzen waren sämtlich Bakofos.

Seit kurzem waren meine sonst durchaus willigen und verständigen Leute auffässig und widerspenstig, und ich konnte bald feststellen, daß der Batangamann gegen mich intriguierte und die Bakofos aufzuheizen suchte.

Allegobane, den ich darüber ins Vertrauen zog, hatte auch in dem Küstenneger den Geist der Insubordination und den Aufwiegler erkannt.

Soeben hatte ich in der Pflanzung, als der Mann meiner Anordnung erneuten Widerstand entgegensezte, den Unbotmäßigen kurzer Hand entlassen. Das ließ sich der aber nicht stillschweigend gefallen, sondern hatte die Unverschämtheit gehabt, mir zu erklären, daß er sich beim Bezirks-

amtman über mich beschweren würde, der nur den Schwarzen helfe und nicht den Weißen. Der Herr Assessor habe kürzlich gelegentlich eines Palavers geboten, daß die Schwarzen aufpassen sollten, damit die Europäer nichts Böses täten.

Ich war nun zwar fest davon überzeugt, daß an diesen Behauptungen des entlassenen Batangamannes kein wahres Wort war. Doch kannte ich andererseits auch den Bezirksamtman zu gut, um nicht gleichfalls der Überzeugung zu sein, daß er durch die recht eigenartige Eingeborenenpolitik, die er zu treiben liebte, dem Schwarzen genügenden Grund zu seinen vagen Behauptungen gegeben hatte. Der Neger zieht eben aus den Worten und Taten der Europäer ganz andere Schlüsse, als man logischer Weise ziehen müßte.

Was für einen Eindruck muß es auf die Schwarzen machen, wenn der Bezirksamtman sich so recht wohlwollend bei ihnen erkundigt, ob sie mit den Europäern zufrieden seien und keinen Grund zur Klage hätten! So geschehen in Kamerun, und keine Fabel! Und nur der Kenner der Verhältnisse kann ermessen, wie ungeheuerlich durch solche Vorkommnisse die Autorität aller Weißen untergraben wird.

Mein Ärger war daher wohl erklärlich. Ich konnte aber vorderhand nichts dagegen tun.

Nüßgestimmt betrat ich mein Haus, um das Frühstück einzunehmen. Da bemerkte ich zu meinem Erstaunen in dem Wohnzimmer zwei wildfremde Weiße, gemächlich auf dem Sofa sitzend. „Alle guten Geister loben den Herrn“ betete ich schauernd. „Herr, erlöse mich von dem Übel und verfare gnädig mit mir armen Sünder.“ Missionare!

Was wollten die beiden Herren bei mir?

Ich trat resigniert näher, gesonnen, alles über mich ergehen zu lassen. Doch kam es besser, als ich dachte.

Es ist eine eigentümliche Tatsache, daß die Missionare sich unter den übrigen Europäern in unseren Kolonien absolut keiner Beliebtheit zu erfreuen haben. Die Schuld trifft wohl beide Teile. Anstatt durch gegenseitiges Entgegenkommen den Verhältnissen Rechnung zu tragen und auf beiden Seiten an dem großen Kulturwerk mitzuarbeiten, das Deutschland durch die Besitzergreifung unzivilisierter überseeischer Gebiete übernommen hat, beföhden sich beide Parteien auf das heftigste. Unduldsamkeit und geistlicher Hochmut auf der einen, Voreingenommenheit und kleinliche Ranküne auf der andern Seite.

Welcher Segen könnte unseren Kolonien erwachsen, wenn die feindlichen Parteien endlich einmal das Kriegsbeil begraben wollten!

Es wäre eine Verkennung der Tatsachen, wollte man in Abrede stellen, daß gerade die Missionare berufen sind, europäische Kultur in die Wildnis zu tragen. Nur müßten sie endlich erkennen, daß es nicht ora et labora heißen darf, sondern labora et ora. Wenn die Zeichen der Zeit nicht trügen, so überzeugt man sich heute in Missionskreisen immer mehr von der Richtigkeit dieses Wortes.

Speziell in Kamerun ist es die katholische Mission der Pallotiner, die den der Arbeit beizumessenden ethischen Wert richtig erkennt. Das mag zum Teil darauf zurückzuführen sein, daß die katholischen Missionare im Gegensatz zu dem größten Teile der protestantischen, den Baselern, wissenschaftlich gebildete Männer sind, die infolge ihrer um-

fassenden Allgemeinbildung auch eher in der Lage sind, pädagogisch zu wirken.

Die beiden Herren erhoben sich bei meinem Eintritt und begrüßten, sich vorstellend, mich in höflichster Weise. Ich lud sie ein, an meinem Frühstück teilzunehmen, und da die Aufforderung ohne Ziererei angenommen wurde, trugen Alegobane und die beiden Hausboys auf, was zur Hand war.

Während des Essens erzählten die dem Pallotiner-Orden angehörenden Patres, daß sie sich auf einer Inspektionsreise befänden, und von dem nur zwei Tagereisen entfernt gelegenen Edea kämen. Der eine von ihnen war in Marienthal am Sanaga, der andere in Edea stationiert.

Wir schwatzten über alles mögliche, und ich freute mich über ihr gesundes Urteil auch in rein wirtschaftlichen Fragen. Es war für mich als Wirt ein Vergnügen, zu sehen, wie mein einfaches Frühstück, bestehend aus Brot und Schinken, ihnen mundete, und mit welchem Behagen sie dazu ihren Kakao schlürften. Als sie am Schluß der Mahlzeit mich endlich ganz ungeniert um eine Zigarre baten, da war der letzte Rest meines Mißtrauens geschwunden.

So wie sie sich gaben, und sich ungezwungen unterhielten, mit großem Takt Fragen stellten und Antwort gaben, ohne im geringsten salbungsvoll zu werden, auch keine Befehrungsversuche unternahmen, zeigten sie sich als liebenswürdige Leute von Weltbildung, mit denen jeder gut auskommen konnte.

Schnell entschwand uns im wechselseitigen Gespräch die Zeit, und die beiden Reisenden mußten zu ihrem und meinem

Bedauern Abschied nehmen, um ihre Wanderung fortzusetzen.

Mögen diese Zeilen meinen damaligen beiden Gästen sagen, daß ich trotz aller Gegnerschaft, in der ich mich als realer Wirtschaftspolitiker leider immer noch zu den Missionen befinden muß, stets freundlich ihrer gedacht habe.

Nach diesem Intermezzo ging das Leben in der Faktorei wieder seinen gewöhnlichen Gang.

Um fünf Uhr nachmittags, als ich eben die Revision der Ställe beendet hatte und meine Schritte dem Wohnhaus zulenkte, kam mir der kleine Boy von Krüger über den Hof entgegen.

Krüger war mein Nachbar, und hatte als Vertreter der Firma Woermann seine Faktorei etwa zwanzig Minuten stromaufwärts, hart an den Fällen des Njong.

Das Erscheinen des Schwarzen auf meiner Yard*) setzte mich in Erstaunen, da ich Krüger mit seinen Leuten auf einer mehrtägigen Inspektionsreise vermutete, von der er unter normalen Verhältnissen noch nicht zurück sein konnte.

„Hallo! Ekoë, was gibts?“

„Massa Krüger ist krank, Herr. Willst du ihn nicht besuchen?“

„Krüger krank?“

„Was fehlt ihm? Wo ist er?“ fragte ich den Boten.
„Massa hat Fieber und ist soeben von dem Bushtrip zurückgekommen.“

„All right, ich komme.“

*) Hof.

Ekoë verschwand sofort wieder, und ich befahl, sogleich mein kleines Kanu bereit zu machen.

Wenn Krüger nach mir schickte, mußte er in der That bedenklich erkrankt sein, denn unser Verkehr war sonst kein so intimer. Seine frühzeitige Rückkehr deutete mir auch an, daß es nicht gut um ihn stehen konnte, denn die alten Afrikaner lassen sich durch einen kleinen Fieberanfall sonst nicht so leicht aus dem Konzept bringen.

Nachdem ich mein Haus rasch bestellt hatte, saß ich kurze Zeit darauf im Kanu, das mich in beschleunigtem Tempo den Fluß aufwärts den Fällen zutrug, wo auf dem südlichen Ufer die Faktorei lag.

Im hellen Sonnenschein erglänzten die Gebäude; brausend stürzte sich das Wasser des Njong über hohes schroffes Felsgestein zu Tale. Bis hierher war s. St. Zöller vorgebrungen, und während er die Faktorei Köln nannte, erhielten die drei Wasserfälle — wie ich bereits an anderer Stelle einmal erwähnte, — den Namen Neven-Dumont-Fälle, zu Ehren des Besitzers der „Kölnischen Zeitung“, in dessen Auftrag Zöller seine Forschungsreisen ausführte.

Der große von dem Wohnhause, den Lagerschuppen und den Ställen umgebene freie Platz lag öd und verlassen. Kein Mensch ließ sich blicken; die Faktorei erschien wie ausgestorben.

Ich stieg eilends die Treppe zu den Wohnräumen empor und begab mich in das Schlafzimmer.

Dort lag der Kranke auf einem eisernen Feldbett. Der erste Blick genügte, um mich erkennen zu lassen, daß menschliche Hilfe vergebens und keine Rettung mehr möglich sei.

Wie oft schon war ich in ähnlicher Lage gewesen, und hatte an dem Lager eines Todkranken gestanden, hatte die müden Augen des Sterbenden dann geschlossen und ihm den letzten Liebesdienst erwiesen.

Hier stand mir das Gleiche bevor.

Mit unendlich müder Bewegung streckte Krüger mir die abgekehrte Rechte entgegen und dankte mir mit einem Blick für mein Erscheinen.

Wie ärmlich und primitiv war doch das Bett, auf dem der Kranke lag! Eine einfache Matratze aus getrockneten Palmblättern, darüber eine wollene Decke.

Der im Zimmer anwesende Voy mußte mir Bericht erstatten. Seinen Worten entnahm ich, daß Krüger bald nach seinem Abmarsch von der Faktorei vom Fieber befallen worden war. Mehrere Tage lang hatte er den Anfall standhaft ertragen, ohne an Umkehr zu denken; vor zwei Tagen erst, als sich Komplikationen einstellten und Schwarzwassersieber hinzutrat, entschloß er sich zur Rückkehr. Unter unsäglichen Anstrengungen hatte er den geschwächten Körper bis Dehane geschleppt. Vor wenigen Stunden war er erst angekommen, und lag nun hier vollkommen entkräftet. Der Wille, der ihn bis hierher aufrecht erhalten hatte, besaß keine Gewalt mehr über den entnervten Körper.

Es war ein trauriger Anblick. Jede Spur von Fleisch war aus dem eingefallenen Gesicht geschwunden, aus dem die Backenknochen hervorstanden; die Haut erschien grünlichgelb; die schmalen grauen Lippen waren ohne einen Tropfen Blut, und sogar das Weiße in den glanzlosen Augen war verändert und zeigte ein fahles Gelb.

Dank dem unverantwortlichen Verhalten seines Chefs in Longji hatte der Kranke so gut wie nichts in der Faktorei, was seinem ausgemergelten Körper einige Stärkung hätte geben können.

Megobane, der mich in seiner angeborenen Neugier un- aufgefördert begleitet hatte, wurde in meine Faktorei zurück- geschickt, um die für eine besondere Gelegenheit reservierte, letzte Flasche Champagner herbeizuholen.

Der Diener des Kranken stand gleichgültig im Zimmer, als ich dem Armen notdürftig sein Bett in eine geeignete Lage brachte, damit er nicht zu sehr unter der sich oft wieder- holenden Atemnot litte.

Aus dem Lagerschuppen ließ ich wollene Decken herbei- schaffen, den Kranken darin einzuhüllen und wenn irgend möglich zum Schwitzen zu bringen. Er ließ willenslos alles über sich ergehen, was ich anzuordnen für erforderlich hielt.

In kurzer Zeit war Megobane mit dem Sekt zur Stelle, und ich begann, ihn dem Sterbenden löffelweise ein- zuzulösen. Für den Augenblick schien das prickelnde Naß eine belebende Wirkung auszuüben.

„Lassen Sie's gut sein,“ hauchte er mehr, als er sprach, „mir ist nicht mehr zu helfen. Aber bleiben Sie bei mir und lassen Sie mich nicht einsam sterben.“

„Nur Mut, Krüger! Sie kommen auch dieses Mal durch. Lassen Sie mich nur machen und bleiben Sie hübsch ruhig,“ so versuchte ich ihm seine Gedanken auszureden.

Ach, meine Worte sagten das Gegenteil von dem, was meine innerste Überzeugung war.

Wieder flößte ich ihm einen Löffel des belebenden Ge- tränkes ein.

„Heute ist Weihnachtsabend,“ flüsterte da der Kranke. Richtig! Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Armer Mann, sollte gerade der heilige Abend dein letzter auf dieser Erde sein?

Welche Freude herrschte heut in der Heimat bei allen Menschen! Mit wie sehnsüchtigen Gesichtern blickten die Kleinen vielleicht gerade jetzt erwartungsvoll nach der verschlossenen Thür, hinter der sie eine Welt voll Seligkeit erwartet. Mit welchem Glücksgefühl sucht man in der Heimat den Seinen eine Freude zu bereiten!

Und nun hier, welcher Kontrast.

Einsam und verlassen liegt ein Mensch zu Tode krank auf seinem dürftigen Lager, fern von der Heimat, fern von allen seinen Lieben.

Ob sie wohl seiner gedachten?

Bis zum letzten Augenblick von strenger Pflichterfüllung beseelt, hatte er sein Amt verwaltet, bis die Natur gebieterisch ihre Rechte forderte und der Wille die Macht über den Körper verlor. Ein deutscher Kaufmann, der hundertmal sein Leben aufs Spiel gesetzt in dem täglichen Kampf mit dem heimtückischen Klima, dessen Brust kein Orden zierte und nach dessen Namen und Taten man einst vergeblich in den Annalen der Geschichte forschen wird. Und dennoch ein Held, und ein größerer vielleicht als mancher, der durch glückliche Umstände begünstigt, die Anerkennung seines Heldentums sichtbar zur Schau trägt.

Draußen war es inzwischen dunkel geworden; und die trübbrennende Lampe verbreitete ein unsicheres Licht in der Krankenstube.

Krüger schien zu schlummern. Der Atem ging röchelnd, und unruhig wendete er den Kopf hin und her. Sein Puls, vor wenig Augenblicken noch kaum wahrnehmbar, schlug jetzt schneller, doch unregelmäßig und oft aussetzend.

Plötzlich fuhr er vom Lager auf, und starrte irren Blicks ins Zimmer, als sähe er ein Phantom:

„Weihnachten, — — der Baum — — ach noch einmal — — — will nicht sterben — — — leben — — —“

Wie eine scharfe Klinge drangen mir diese klagenden Worte ins Herz. Ich stand da und konnte ihm nicht helfen. Das ist das Furchtbarste für den Menschen, wenn er jemand sterben sieht und ihn nicht retten kann, wenn er in ein um Hilfe flehendes Auge blickt, das eindringlicher und vernehmlicher als Worte bitten kann, und sich seiner eignen Ohnmacht bewußt wird.

Wozu gab die ewige Allmacht uns ein Leben, wenn wir es in jedem Augenblick durch feindliche Mächte verlieren können, noch ehe unsere Zeit abgelaufen ist.

Röchelnd war der Sterbende zurückgesunken. Meine Bemühungen, ihm noch mehr von dem stärkenden Champagner einzutröpfeln, waren fruchtlos. Der Magen nahm nichts mehr auf.

Bis gegen 11 Uhr nachts dauerte der Todeskampf. Dann flackerte das schon fast erloschene Flämmchen noch einmal auf, ein dankbarer Blick traf mich aus den gebrochenen Augen und mit einem leisen Seufzer entfloß die Seele aus der irdischen Hülle, um noch rechtzeitig Weihnacht feiern zu können bei Dem, der da ist, war und sein wird.

17493

17.493-



Gleichzeitig erschien in demselben Verlage:

Aus Busch und Steppe.

Afrikanische Expeditionsgeschichten

von

Adolf v. Tiedemann.

Mit 57 Textillustrationen von H. Hellgrewe.

Preis broschiert 3 M., eleg. geb. 4 M.

Diese Erzählungen behandeln Episoden von der deutschen Emin Pascha-Expedition in den Jahren 1889/90, welche der Verfasser als einziger weißer Begleiter des Dr. Carl Peters mitmachte. Längere Zeit bot diese Expedition der Tagespresse Stoff zu Äußerungen für und wider. — Wohl kaum sind jemals einer afrikanischen Reise soviel Schwierigkeiten entgegengetreten wie dieser, und von den Strapazen, den Kämpfen mit kriegerischen Eingeborenen und einzelnen Erlebnissen handeln die Schilderungen.

Einige der Erzählungen fanden bereits vor Jahren in der „Täglichen Rundschau“ Aufnahme, doch ist zu erwarten, daß sie in Buchform gesammelt und mit nach den Angaben des Verfassers entworfenen Illustrationen, durch die Frische in der Darstellung des Selbsterlebten, in der neuen Form mit noch größerem Interesse werden aufgenommen werden.

Bei **Winkelmann & Söhne**, Berlin, erschien :

Brandenburgisch-Preussische Geschichte

bis auf die neueste Zeit.

Von

Dr. Edwin Evers.

Mit drei Karten, die Entwicklung des preussischen Staates darstellend, ferner mit in den Text aufgenommenen Bildnissen und den Plänen der wichtigsten Schlachtfelder.

40 Bogen. Preis broschirt 7 M. vrd.
in Leinwandband mit farbenreicher Pressung 8 M. vrd.

Nicht allein für jeden Preußen, sondern für jeden Deutschen muß es von Interesse und Wichtigkeit erscheinen, die Entwicklung und die Geschichte desjenigen Staates genauer kennen zu lernen, der zum Ketter Deutschlands geworden ist, ohne den wir das geeinigste Deutschland in seiner jetzigen Größe und Machtfülle nicht haben würden. Denn Brandenburg-Preußen ist derjenige Staat gewesen, durch dessen Entwicklung und Ausgestaltung überhaupt nur das neue Deutsche Reich möglich geworden ist, ohne Brandenburg-Preußen gäbe es kein Deutsches Reich.

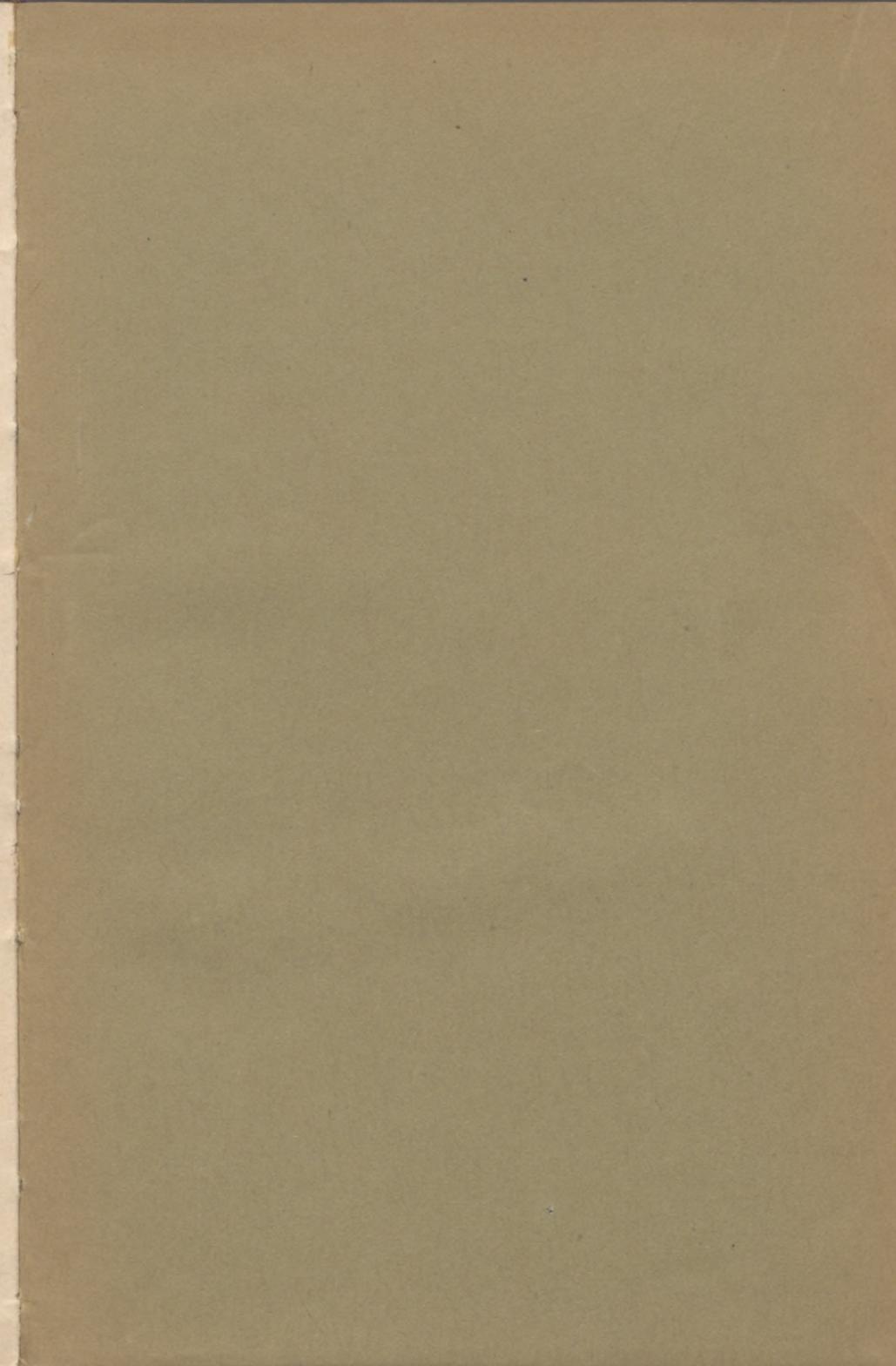
Den Verfasser sowie die Verlagsbuchhandlung hat bei der Herausgabe der Gedanke geleitet, mit der lebendig geschriebenen Geschichte unseres Volkes die Kenntnis und die Wertschätzung unseres Vaterlandes und seiner Zustände in immer weitere Kreise zu tragen und die Flamme reiner Vaterlandsliebe zu wecken und zu pflegen.

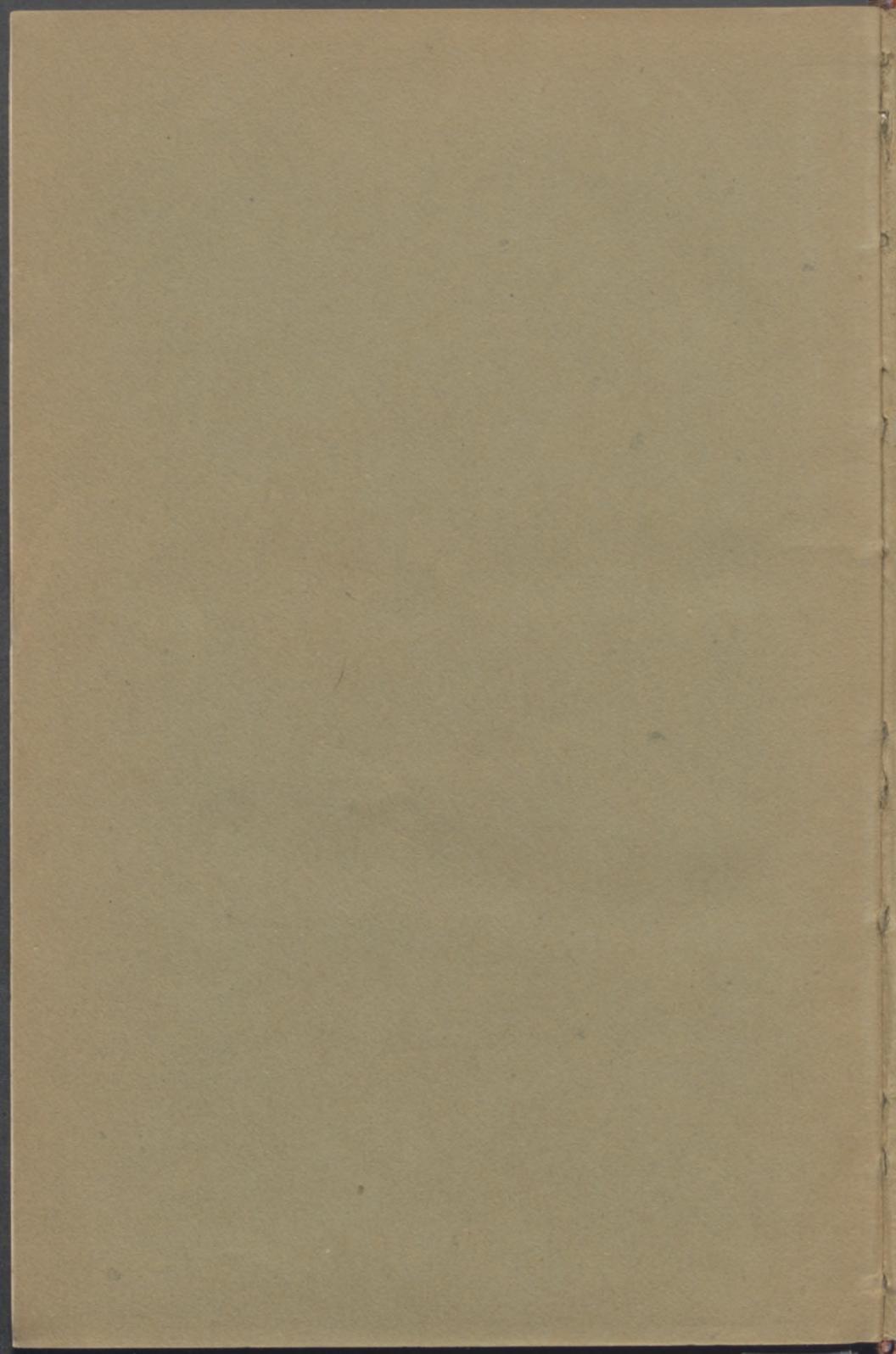
Druck von **Bär & Hermann** in Leipzig.

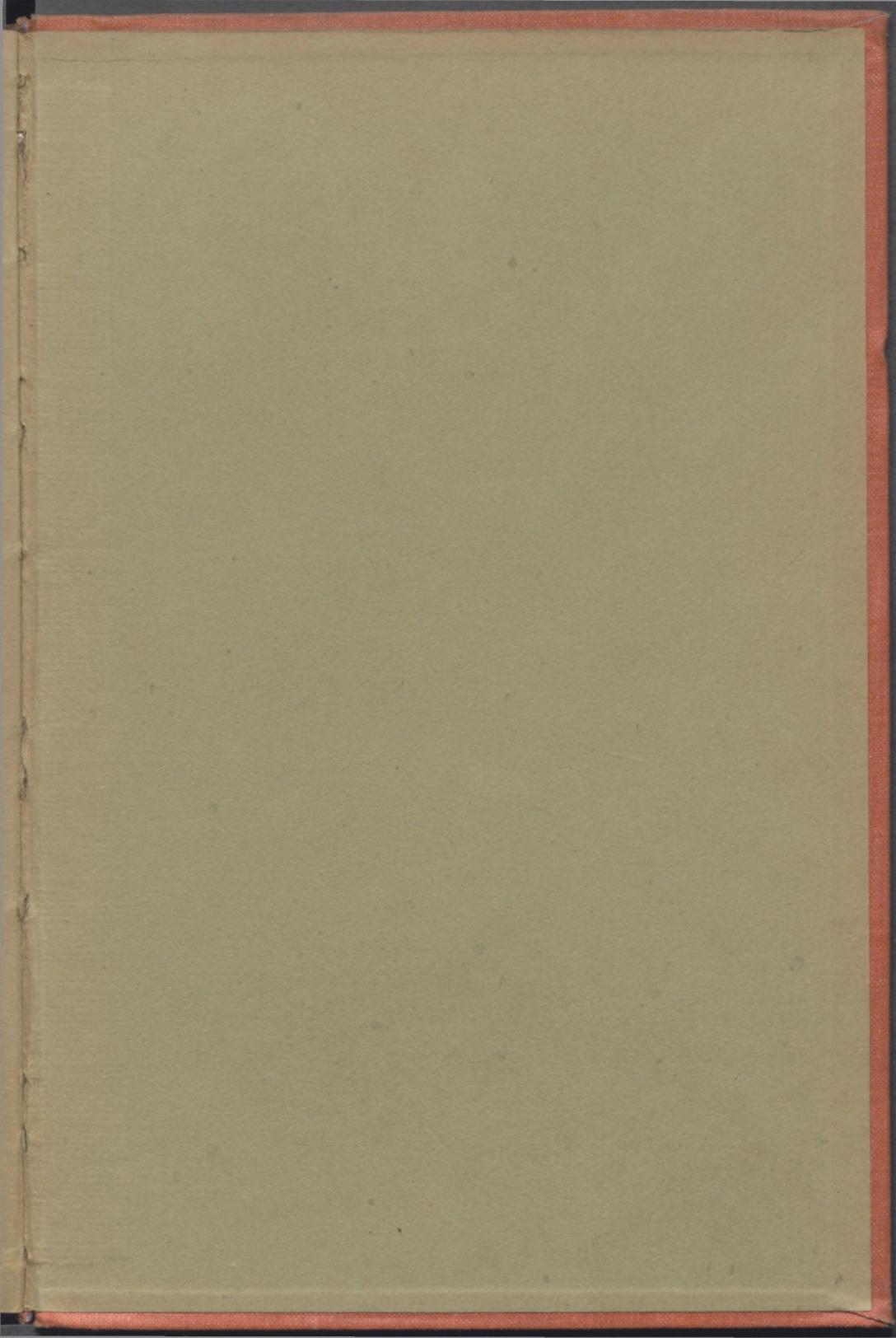
Biblioteka Główna UMK



300052195960







BIBLIOTEKA * * * * *
UNIwersytecka
17493
* * * * * W TORUNIU * * * * *

Biblioteka Główna UMK



300052195960

